

---

# R·H·E·I·N·G·A·U

---

# F·O·R·U·M

---

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



19. Jahrgang

2/2010

ISSN 0942-4474

---

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.  
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.  
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.  
Geisenheimer Weinreimer e.V.  
Lorcher Weinjunker

---

**Tradition**

**&**

**Zukunft**

**Made in Germany !**

*seit 1968*

**werner elektrotechnik** ist zuverlässiger Partner für Industrie, Handel, Handwerk und Gewerbe, öffentliche Hand sowie Private.

Mit unserem motivierten und geschulten Mitarbeiter-Team liefern wir **Qualität und maßgeschneiderte technische Lösungen** im Rheingau-Taunus, Rhein-Main-Gebiet, bundes-, europa- und weltweit.

**Für unsere Kunden** ist es wichtig, dass sie sich auf unsere Kompetenzen, Flexibilität und Leistungsbereitschaft umfassend und aus einer Hand verlassen und vertrauen können.

- Elektroinstallationen, EIB-Gebäudetechnik & Programmierungen
- Einbruchmelde-, Schließ-, Zutrittskontroll- & Videoüberwachungssysteme
- Brandschutztechnische Anlagen & Brandmeldesysteme
- Licht- und beleuchtungstechnische Anlagen in- & outdoor
- Wärmepumpen, Elektroheizungen & Warmwasser, Photovoltaikanlagen
- ISDN-/TK-Anlagentechnik, VOIP-Systeme, GSM-Mobilfunktechnik
- Datennetzwerktechnik – Konzeption, Layout, Realisierung, Service
- PC-Hard- u. Software sowie Peripherie Lieferung und Implementierung
- Industrielle Daten-/Informations- und Automationstechnik
- SPS-Programmierungen, Steuer-, Meß- & Regeltechnik
- Kompensationsanlagen und Energiemanagementsysteme
- Energieverteiler, Schalt- und Steueranlagen – Planung & Realisierung
- Prüfeinrichtungen und Montageplätze sowie Sondermaschinen
- Kraft-/Nutzfahrzeug-Spezial-Umrüstungen & Ausrüstung

**werner**  
**elektrotechnik**



*elektrotechnik • datentechnik • technische systeme*

Erbacher Straße 29 D-65343 Eltville am Rhein

Tel: +49 6123 9076-0 Fax: +49 6123 9076-31

werner-edt.com mail@werner-edt.com

# I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur  
Jg. 19 2/2010

## Träger bzw. Herausgeber:

### **RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.**

Kloster Eberbach · 65345 Eltville  
www.rheingauer-weinkonvent.de

### **FREUNDKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.**

Kloster Eberbach · 65345 Eltville  
www.kloster-eberbach.de

### **GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.**

Winkeler Straße 64 · 65366 Geisenheim  
www.rheingauer-heimatforschung.de

### **GEISENHEIMER WEIN-REIMER E.V.**

Postfach 1147 · 65358 Geisenheim  
www.geisenheimer-weinreimer.de

### **LORCHER WEINJUNKER**

Markt 7 · 65391 Lorch · www.lorcher-weinjunker.de

## Geschäftsführender Herausgeber:

### **GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.**

#### Redaktion:

Schriftleitung: Dr. Manfred Laufs  
Winkeler Straße 64 · 65366 Geisenheim  
Tel./Fax (06722)6994  
Mail: info@rheingauer-heimatforschung.de

#### Weitere Mitglieder der Redaktion

Gerhard Becker, Oestrich-Winkel  
Helga Simon, Eltville  
Dagmar Söder, Wiesbaden

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder.

## Herstellung und Auslieferung:

(einschließlich Jahresabonnement)

Druckerei Wurm GmbH · Im Rad 42 · 65197 Wiesbaden  
Telefon (0611)989900 · Telefax (0611)9899019

**Erscheinungsweise:** halbjährlich im Mai und November

## Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 5,00 EURO  
Jahres-Abonnement (2 Schriften): 8,50 EURO  
Der Abonnementsbetrag ist (möglichst) per Einzugsermächtigung zu entrichten. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich.

**Für die Mitglieder der fünf Herausgeber-Gesellschaften ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.**

## Bestellung älterer Hefte bei:

### **GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.**

Tel./Fax (06722)6994  
Mail: info@rheingauer-heimatforschung.de

# Inhalt

## *Manfred Laufs*

Prof. Dr. agr. Paul Claus zum neunzigsten  
Geburtstag 2

## *Hans R. Schultz*

Klimaentwicklung und Nachhaltigkeit:  
Konsequenzen und Herausforderungen  
für die Weinwirtschaft 6

## *Gerd Erbslöh*

Erbslöh Geisenheim AG, Getränke-  
Technologie – Eine kleine Firmengeschichte 10

## *Walter K. Hell*

Pfarrer Reuss aus Winkel im Kampf  
gegen die Nationalsozialisten 12

## *Helga Simon*

Hans Steinlein – ein bedeutender Kirchen-  
künstler des 19. Jahrhunderts aus Eltville 18

## *Hildegard Hutzenlaub*

Handgemalte Tapete im Bachelin-Haus,  
Geisenheim 22

## *Elisabeth Will-Kihm (†)*

Das Bernard van Orley zugeschriebene  
Tafelbild im Rheingauer Dom 30

## *Karl Heinz Wahl*

Marienthal als frühe Druckstätte – Teil I 36

## *Wolfgang Riedel*

Die Kanonisation der Landgräfin Elisabeth  
von Thüringen und Kloster Eberbach 46

## *Manfred Laufs*

Wie das Christentum in den Rheingau kam 49

## **Buchbesprechungen**

*Klaus Freckmann, Burghart Schmidt*, Der Rheingau  
und seine historischen Häuser (K. H. Walter)

*Werner Kremer*, 500 Jahre Laiengestühl 1510–2010  
in der St. Valentinuskirche Kiedrich im Rheingau,  
geschaffen von Erhart Falkener (Y. Monsees)

*Karla Wiesinger*, Rhoigauer Annekdoote –  
Ein Leben vor und nach zwei Weltkriegen  
(E. Detmann) 60

**Anschriften der Autoren** 64

## Prof. Dr. agr. Paul Claus zum neunzigsten Geburtstag

Diese Ausgabe des RHEINGAU FORUMS ist Prof. Claus gewidmet, verbunden mit einem herzlichen Glückwunsch zum 90. Geburtstag (4.10.2010) und allen guten Wünschen für die kommende Zeit.

### Die fünf Herausgeber:

Rheingauer Weinkonvent e. V.  
Freundeskreis Kloster Eberbach e. V.  
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer  
Heimatsforschung e. V.  
Geisenheimer Weinreimer e. V.  
Lorcher Weinjunker

Wenn über das Leben und die Verdienste eines Jubilars in diesem glücklich-hohen Alter bei den früheren runden Geburtstagen die besonderen Leistungen zum wiederholten Male gewürdigt worden sind (vgl. RF 4/1995; 4/2008; zuletzt im Wiesbadener Kurier vom 4.10.2010 und im Rhein-

gau Echo vom 7.10.2010), dann sollte man meinen, dass „alles gesagt“ ist. Aber wir wollen uns heute einmal den Seiten der Aktivität von Prof. Claus zuwenden, die speziell für unsere Vereinigungen von besonderer Bedeutung gewesen sind und die wir mit Dankbarkeit in Erinnerung behalten sollten. Dabei stellen wir alles unter die drei Säulen: Weinbau – Heimatforschung – Kulturlandschaft.

Der Weinbau bildet gleichsam das Leitthema, welches das ganze Leben, insbesondere das Berufsleben, des Jubilars bestimmt hat. Als Sohn eines Landwirts machte er zunächst die landwirtschaftliche Gehilfenprüfung, bevor er ein landwirtschaftliches Studium aufnahm und mit dem Diplom 1950 und der Promotion 1953 abschloss. In Geisenheim leitete er von 1966 bis 1978 als Direktor und Professor die „Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau“. In seiner Amtszeit gelang es ihm, die durch den Wissenschaftsrat in



Abb. 1: Prof. Claus auf dem Lindenfest 2010 in Geisenheim zur „Stunde der Heimat“ als ältester und einziger Vertreter seines Jahrgangs



Abb. 2: Beobachtung von Pflanzenschädlingen (Reblausgallen) im „Biotop“ am Rückhaltebecken westlich von Geisenheim (2006)

Frage gestellte Forschung neu zu verankern, sodass gute Voraussetzungen für die spätere Überleitung der Ingenieurschule in die Fachhochschule und Forschungsanstalt mit zwei gleichwertigen Fachbereichen geschaffen waren. Die enge Verbundenheit mit der Forschungsanstalt fand ihren Niederschlag auch in der Herausgabe der Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Anstalt „Geisenheim 1872–1972“ sowie einer Schrift über deren Gründer Eduard von Lade (2005) und zusammen mit H. J. Eisenbarth einer Schrift zur „Entwicklung des Weinbaus in Geisenheim“ (2005). Prof. Claus ist im übrigen zu verdanken, dass die Villa Monrepos der Forschungsanstalt nicht entfremdet werden konnte, da er aus dem Testament von Lades vom 26. März 1899 nachweisen konnte, dass der Ruhesitz des Gründers der „Königlichen Lehranstalt“ „weder ganz noch teilweise veräußert“ noch „zu einem gewerblichen oder geschäftlichen Betriebe vermietet“ werden dürfe.

Wie im Berufsleben so stand ohne Zweifel der Weinbau auch bei den zahlreichen Ehrenämtern, die er zumeist in leitender Funktion bekleidet hat, im Mittelpunkt, so als:

- Vorsitzender des Ausschusses für Ausbildung und Forschung im „Deutschen Weinbauverband“ (1968–1977)
- Mitbegründer der „Rheingauer Weinseminare“ (1968)
- Mitbegründer (1971) und Mitglied des „Rheingauer Weinkonvents e.V.“ Verfasser der Jubiläumsschriften anlässlich des 10-jährigen und des 25-jährigen Bestehens (1971–1981) und (1971–1996).
- Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirates der „Gesellschaft für Geschichte des Weines“ (1971–2003). Verantwortlich für die Herausgabe der Schriftenreihe zur Weingeschichte, von der bis 2004 insgesamt 145 Schriften erschienen sind. Besonders gut aufgenommen (2. Aufl.) wurde der von Prof. Claus bearbeitete Band 140 „Persönlichkeiten der Weinkultur“, in dem 468 Personen aus dem deutschsprachigen Raum versammelt sind.
- Geschäftsführer und Mitglied des Vorstandes der „Gesellschaft für Geschichte des Weines e.V.“ (1984–1998)



*Abb. 3: Nadine Jäger, Kapitelälteste des „Rheingauer Weinkonvents e.V.“, bei der Danksagung und Verabschiedung von Prof. Claus der aus Redaktion des RHEINGAU FORUMs (2009)*

- Redaktion und Herausgabe der Schriftenreihe „Beiträge zur Weinkultur im Rheingau“ (9 Ausgaben 1997–2006)

Die zweite Säule der ehrenamtlichen Tätigkeit von Prof. Claus ist die Heimatforschung gewesen. Hier ist namentlich der „Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.“ zu nennen, zu dessen Mitbegründern er 1983 gehörte. Vor allem die „Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.“ ist Prof. Claus zu besonderem Dank verpflichtet, deren Geschäftsführer er von 1992–2004 gewesen ist. 1992 hat er außerdem zusammen mit Dr. h.c. Josef Staab diese Zeitschrift gegründet und von 1992–2008 zusammen mit Staab (bis 2005) redigiert. Über 50 eigene Aufsätze hat er in dieser Zeit beige-steuert, leicht zu finden im Internet unter [www.rheingauer-heimatforschung.de](http://www.rheingauer-heimatforschung.de). Auch Geisenheim verdankt Prof. Claus die Gründung einer erfolgreichen heimatgeschichtlichen Publikationsreihe in Gestalt der „Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim“, deren 10. Band als Dokumentation über das mit dem „Hessischen Denkmalschutzpreis 2010“ ausgezeichnete Bachelin-Haus z.Zt. erarbeitet wird.



Abb. 4: Mariensäule von 1740, ehemals am Alten Friedhof in Geisenheim. Nach „Verlust“ der Figur 1972 musste etwas zur Sicherung getan werden.



Abb. 5: Umsetzung in den Weingarten von Schloss Schönborn (1975). Die Säule konnte später mit einer Nachbildung der barocken Gottesmutter wieder komplett gemacht werden (Claus: Bildstöcke, S. 21)

Den absolute Schwerpunkt der Aufgaben, die sich Prof. Claus nach seiner Pensionierung gestellt hat, bildet ohne Zweifel die dritte Säule, die umfassende Beschäftigung mit dem Erscheinungsbild der Rheingauer Kulturlandschaft in (fast) jeder nur denkbaren Richtung. Da geht es um das Aufspüren, Sichern, Restaurieren, Aufstellen und Umsetzen von Flurdenkmälern jeder Art. Man braucht ein gerüttelt Maß an Glück, Energie, Geduld, reiche historische Kenntnisse, einen Blick für den Wert der infrage kommenden Objekte, großes Verhandlungsgeschick und Überzeugungskraft (oder Überredungskunst), um Eigentümer und Behörden zur Mitarbeit zu gewinnen und vor allem, um immer wieder für jeden Einzelfall die notwendigen finanziellen

Mittel zu beschaffen. Diese Kunst hat Prof Claus in bewundernswertem Maß beherrscht. 1987 hat er sozusagen zur organisatorischen Unterstützung seiner Bemühungen den „Förderkreis Kulturdenkmäler Geisenheim e. V.“ gegründet und bis 2008 geleitet. Von 1988–2005 ist er im Auftrag des Hessischen Ministers für Wirtschaft und Verkehr Obmann für historische Grenzsteine im Rheingau gewesen. Seine umfänglichen Arbeiten auf dem Gebiet der Kulturlandschaftspflege sind dokumentiert in den Schriften „Historische Grenzsteine“ (1993) und „Bildstöcke, Kapellen, Wegkreuze und Gedenksteine“ (2000). Einen



Abb. 6: Die 1992 oberhalb des Wasserbehälters unter den Linden am Holzweg aufgestellte Stele ist 2002 mutwillig zerstört worden ...



Abb. 7: ... und auf Veranlassung des „Förderkreises Kulturdenkmäler Geisenheim e. V.“ unverzüglich wiederhergestellt worden (Claus: Bildstöcke, S.30).



Abb. 8: Der Bildstock „Fegefeuer“ von 1720 am alten Pilgerweg nach Nothgottes ist beim Bau der K 630 vor dem Neuen Friedhof aufgestellt worden (Claus: Bildstöcke, S. 24).



Abb. 9: Ältester historischer Landesgrenzstein zwischen Lorch und Kaub von 1422. Ausgegraben unter einer Asphaltstraße und 1989 an der Straße südlich von Ransel neu gesetzt.



Abb. 10: Lapidarium der Stadt Geisenheim, errichtet 2001 am Neuen Friedhof

gewissen krönenden Abschluss haben diese Arbeiten gefunden durch die Errichtung eines „Lapidariums“ (Sammlung von Steindenkmälern) an der Friedhofskapelle in Geisenheim, der einzigen Einrichtung dieser Art im Rheingau.

Blickt man nun auf diese Fülle von zusammengetragenen Informationen, Kunstobjekten und anderen historisch relevanten Elementen zurück, so muss man dankbar feststellen, dass Prof. Claus unser Wissen über die historischen „Realien“ des Rheingaus in großem Umfang bereichert, vorbildlich gesichert und durch seine unermüdliche Publikationstätigkeit der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt hat.

Fundiert sind diese vielfältigen Aktivitäten sowie die Auswahl der Gegenstände und Themen, mit denen Prof. Claus sich seit vielen Jahren so intensiv wie ausdauernd befasst, von einer tiefen religiösen Grundeinstellung. Geboren im katholisch geprägten Eichsfeld, das wie der Rheingau bis 1803 zum Territorium des Erzstiftes Mainz gehörte, bedeutete seine Niederlassung im Rheingau hinsichtlich der Mentalität der

hier verwurzelten Menschen und der kulturellen Landschaftsprägung also überhaupt keine Umstellung. Trotz des Ortswechsels ist Prof. Claus gleichsam „in der Familie“ geblieben. Und unübersehbar gilt seine besondere Vorliebe der Marienverehrung, die nicht nur in der Auswahl der Objekte, den zahlreichen Mariensäulen und -skulpturen zum Ausdruck kommt, sondern auch in zwei mit zahlreichen farbigen Abbildungen reich ausgestatteten Bildbändchen ihren Niederschlag gefunden hat: 1995 mit „Marienbilder der Gotik im Rheingau“ und 2008 mit „Marienbilder des Barock im Rheingau“.

Und eins ist auch noch unbedingt festzuhalten: Ohne das Verständnis, die Geduld und ein hohes Maß an Selbstlosigkeit seiner Frau Dorothea hätte er dieses hier dokumentierte bewundernswerte Arbeitspensum kaum bewältigen können. Dafür sei Frau Claus an dieser Stelle von allen Gratulanten ein besonderer Dank ausgesprochen.

### Bildnachweis

Fotos: P. Claus 4, 6–10; M. Laufs 1, 3, 5; E. Detmann 2.

# Klimaentwicklung und Nachhaltigkeit:

## Konsequenzen und Herausforderungen für die Weinwirtschaft

Nach dem neuesten Klimabericht des IPCC (Intergovernmental Panel on Global Climate Change, 2007, 2008) werden sich die klimatischen Bedingungen in weiten Teilen der Erde noch drastischer und schneller verändern, als dies von den vorhergehenden IPCC Berichten prognostiziert wurde. Neben den direkten Auswirkungen auf die Land- und Forstwirtschaft werden die indirekten Konsequenzen für alle Bereiche der Gesellschaft spürbar werden. Die Weinwirtschaft wird sich neben den geeigneten Anpassungsmöglichkeiten an sich ändernde natürliche Rahmenbedingungen im Weinbau vor allem den Fragen nach Ressourcen-Management und -Schutz, Energieeffizienz, nachhaltiger Bewirtschaftung und Produktion und Konsumentenakzeptanz eines sich ändernden Produktes (z.B. steigende Alkoholgehalte) stellen müssen. Die Herausforderungen sind regionalspezifisch, und eine Anpassung kann nur erfolgreich sein, wenn die regionalen Charakteristiken mit ihren diversen technologischen, umweltrelevanten, ökonomischen und sozialen Auswirkungen berücksichtigt werden. Europa ist extrem heterogen in allen diesen Bereichen, und die Organisationsformen der Weinwirtschaft, die in weiten Teilen im Vergleich zur „Neuen Welt“ immer noch kleinstrukturiert sind, sowie die Gesetzeslagen werden schnelle Veränderungen und flexible Anpassungsreaktionen behindern. Zusätzlich ist der Traditionsbegriff in der europäischen Weinwelt tief verwurzelt. Aber Tradition und schnelle Veränderungen sind nicht besonders kompatible Konzepte. Die meisten Regionen Europas fürchten um die „Typizität“ ihrer Produkte, da in vielen Fällen die Balance zwischen Wein-

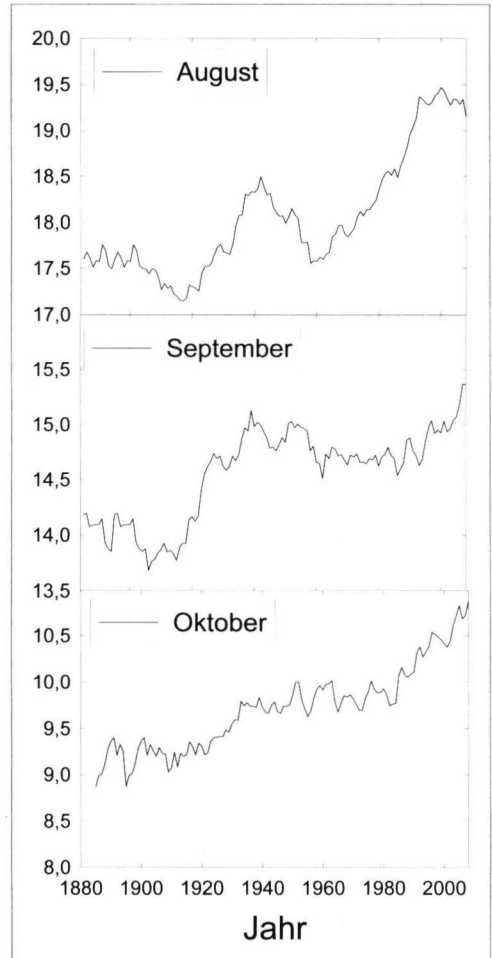


Abb. 1: 20-jährige Mittelwerte der Monatsdurchschnittstemperaturen während der Reifephase der Trauben (August–Oktober). Die Daten basieren auf Messungen der Station Geisenheim des Deutschen Wetterdienstes seit 1884.

bergslage, Klima, Boden, Sorte und Anbaumethoden, manchmal über Jahrhunderte gewachsen und stabil, in Zukunft gestört bzw. vollkommen aufgehoben werden könnte. Deshalb müssen Konzepte für nachhaltige Produktionsverfahren entwickelt werden, die den unterschiedlichen Anbaubedingungen mit einem effizienteren Ressourcen-Management gerecht werden. Wenn diese Aufgaben nicht bewältigt werden, sind für bestimmte Regionen, in denen bisher der Rebenanbau die einzige landwirtschaftliche Nutzform war (vor allem in Süd-Europa) substantielle sozioökonomische Probleme zu erwarten. Zusätzlich gilt es neben dem Produktionsaspekt die Verwendung von Wasser, Energie und die gesamte „CO<sub>2</sub>-Bilanz“ des Produktes Wein zu beleuchten, die bereits an Wichtigkeit für den Handel (vor allem in England) und dadurch für die Konsumenten zugenommen hat und in Zukunft noch viel stärker zunehmen wird.

### **Beobachtete und zukünftige Veränderungen**

Die Klimaaufzeichnungen der Beobachtungsstation des Deutschen Wetterdienstes in Geisenheim (Abb. 1) zeigen seit 1884 deutlich ansteigende Temperaturen während der Reifephase der Trauben (August–Oktober). Im Bezug zum erwarteten weiteren Temperaturanstieg, der für die moderaten Szenarien bei ca. 2–3° C liegt, ist die einfachste Schlussfolgerung für den Weinbau, dass Reben in Zukunft in Gebieten angebaut werden können, die bisher als ungeeignet für die Weinproduktion galten (z. B. Teile Nord- und Ost-Europas). Einige traditionelle Weinbaugebiete, z. B. auch die deutschen, die in der Vergangenheit mit einer relativ hohen Anzahl an klimatisch ungünstigen Jahren pro Jahrzehnt rechnen mussten, haben aber stark von den Entwicklungen profitiert und werden dies auch noch für eine längere Zeit tun. Eine andere, stark vereinfachte Sichtweise der klimatischen Auswirkungen auf den Weinbau resultiert in den Empfehlungen, zukünftig Sorten anzubauen, die höhere Temperaturensommen zur Reife benötigen. Für einen Teil der europäischen Weinwelt steht damit die Integrität des Begriffs „Terroir“ als umschließende Klammer von Weinbergslage (dominiert durch Boden und Klima), Anbaumethode und Sorte (oder ein begrenztes

Sortenspektrum) sowie Winzer auf dem Spiel, wobei zu beachten ist, dass die Fähigkeit zur Anpassung unserer Rebsorten nur unzureichend bekannt bzw. stark unterschiedlich ausgeprägt ist. Im Prinzip kennen wir nur die klimatischen Minimalanforderungen. Davon kann man aber ableiten, dass Sorten wie z. B. Merlot, Cabernet Sauvignon und Syrah – basierend auf der Entwicklung der Temperaturen – bereits geeignet sind bzw. es in nächster Zukunft werden. Vergessen wird bei dieser Diskussion aber meistens, dass man durch weinbauliche Maßnahmen auch Strategien entwickeln kann, um unsere derzeitigen Sorten auch unter veränderten Bedingungen erfolgreich zu kultivieren. Die Wahl der Unterlage, der Zeilenausrichtung (zur Reduzierung der Temperaturbelastung der Laubwand) oder Maßnahmen zur Reifeverzögerung werden den Weinbauregionen helfen, die traditionellen Sorten weiterhin erfolgreich anzubauen.

### **Wasser**

Wasser wird die grundsätzliche Herausforderung für die Zukunft sein und dies nicht nur im Sinne der Verfügbarkeit als Ressource für miteinander konkurrierende Verbraucher, sondern auch in Bezug zum generellen Management und der Verteilung. Zum Beispiel zeigt die weltweite Projektion der Wasserverfügbarkeit zum Ende dieses Jahrhunderts durch das IPCC (2008), dass im Prinzip alle Regionen, in denen man derzeit Reben anbaut, auch trockener werden. Dies bedeutet, dass der Druck auf die Wasserverwendung als Ressource für die urbane Gesellschaft, Industrie und Landwirtschaft zur Nahrungsmittelproduktion in diesen Gebieten deutlich zunehmen wird und „Luxusgüter“ wie Weinanbau zunehmend in weniger geeignete Gebiete verdrängen muss. Dabei ist der jährliche Verlauf der Wasserverfügbarkeit zwischen Weinbaugebieten sehr unterschiedlich. So werden in Nord- und Zentral-Europa die Winterniederschläge zunehmen, in Süd-Europa, Kalifornien und West-Australien aber abnehmen. Da letztere Regionen aber auf Wasserauffangsysteme im Winter angewiesen sind, um ausreichende Vorräte zur Bewässerung im Sommer zu haben, wird es hier zu gravierenden Engpässen kommen.

Für einige Teile Europas, vor allem für die deutschen Weinbaugebiete, wird eine andere, weit weniger bekannte Prognose, „Kopfzerbrechen“ bereiten, und das ist der Anstieg in der Variabilität bzw. in den Schwankungen der Temperatur. Eine Abschätzung für die Zeitspanne 2070–2100 und die Sommermonate Juni, Juli und August, die in der Wissenschaftszeitschrift „Nature“ veröffentlicht wurde (Schär et al. 2004), zeigt, dass ein substantieller Temperaturanstieg im Bereich von 2–4° C für die geographischen Breiten, in denen sich die deutschen Weinbaugebiete befinden, erwartet wird. Vor allem aber wird die Variabilität, also die Schwankung zwischen den Jahren bzw. zwischen einzelnen Phasen innerhalb der Vegetationsperiode, gerade für den klimatischen Bereich unserer Weinbaugebiete, extrem ansteigen. Da Schwankungen in der Temperatur auch starke Schwankungen in den Niederschlagsereignissen nach sich ziehen (hohe Ausschläge nach oben ziehen hohe Ausschläge nach oben in den Einzelereignissen im Niederschlag nach sich, Schär et al. 2004), könnte dies für unsere Weinbaugebiete bedeuten, dass **2006, mit warmen und feuchten Bedingungen im Herbst, eher noch als 2003 mit warmen und trockenen Bedingungen**, ein Blick in die Zukunft war. Für Steillagen bedeutet dies, dass die Gefahr von Wasserverlusten durch Oberflächenabfluss stark steigen wird, und für die Entwicklung von Pilzkrankheiten, dass die Schlagkraft des Pflanzenschutzes deutlich erhöht werden muss. Hier wird sich z. B. der ökologische Weinbau, auch in Bezug zur Diskussion um den Einsatz von Kupferpräparaten, auf steigende Probleme einstellen müssen, und die Wissenschaft ist hier gefordert, alternative Mittel zu finden.

### **Nachhaltigkeit – CO<sub>2</sub>- und Wasserbilanz (Fußabdruck) des Produktes Wein**

Wie sehen die CO<sub>2</sub>-Fußspuren von Wein aus? Um den CO<sub>2</sub>-Ausstoß als hauptsächlichen Verursacher der klimatischen Entwicklungen zu reduzieren, hat die EU als Politikziel eine 20%ige Verringerung der CO<sub>2</sub>-Emissionen bis 2020 gegenüber den Werten von 1990 beschlossen. Die CO<sub>2</sub>-Problematik, zusammen mit den stark gestiegenen Preisen für Energie, hat auch den CO<sub>2</sub>-

„Fußabdruck“ von Produkten mehr in den Fokus des Handels und der Öffentlichkeit gerückt, und das auch bei Produkten wie Wein. 2007 bewarb die größte englische Supermarktkette Tesco den ersten „carbon zero“ (CO<sub>2</sub>-neutralen) Wein aus Neuseeland. Gleichzeitig brachte Rémi Lacombe aus dem Médoc in Frankreich ebenfalls einen „klimaneutralen“ Wein auf den Markt. Im Prinzip ist die Herstellung eines CO<sub>2</sub>-neutralen Weines nicht möglich. Der größte Teil des durch die Rebe während der Vegetationsperiode über die Photosynthese aufgenommenen CO<sub>2</sub> wird während der Gärung wieder freigesetzt (1 Liter Most mit 93° Oechsle setzt 107 g CO<sub>2</sub> frei). Zusätzlich ist Energie für Produktion, Gebäude, Flasche, Verpackung, Transport und Vertrieb erforderlich, was die Bilanz immer negativ macht. Erreicht werden klimaneutrale Weine nur durch Handel mit Emissionszertifikaten, indem dem man z. B. entweder selbst Wald-Aufforstungsprojekte betreibt (Kellerei in Neuseeland) oder in solche investiert und dadurch CO<sub>2</sub>-Ausgleichszertifikate – bzw. Gutscheine erwirbt. Verschiedene Firmen und Institutionen bieten bereits Emissionsberechnungen für Weinbau- und Kellereibetriebe an. Der sogenannte GHG (GreenHouse Gas accounting calculator) wurde vom Kalifornischen Weininstitut, dem Neuseeländischen Weinbauverband, dem Südafrikanischen Programm zur integrierten Produktion und der Oenologen Vereinigung Australiens gemeinsam finanziert und ist als Excel-Datei frei erhältlich. Regionen wie die Champagne und auch Bordeaux haben bereits CO<sub>2</sub>-Bilanzen erstellen lassen (die Champagne auch für Stickoxid (N<sub>2</sub>O), ein weiteres Treibhausgas), um Schwachstellen analysieren zu können und um Maßnahmen zur Verbesserung der Klimabilanz zu ergreifen. Die Analyse der Champagne ergab eine jährliche Belastung von ca. 200.000 t CO<sub>2</sub> für die derzeit 34.000 ha Anbaufläche mit 15.000 Produzenten, 10.000 Beschäftigten und ca. 4,6 Milliarden Euro Umsatz (CIVC, Epernay, Champagne 2008). Größte Verursacher sind Verpackung und Flaschenherstellung sowie der Vertrieb (Abb. 2), wobei sich Letzteres durch die weltweite Präsenz des Produktes Champagner erklären lässt. Als Reaktion auf diese Analyse hat die Region

Programme zur besseren Isolierung von Gebäuden in Weinbaubetrieben aufgelegt, eine neue, in der Produktion ca. 12% weniger CO<sub>2</sub>-intensive Flasche entwickelt und die Vertriebsaktivitäten kritisch unter die Lupe genommen. Ziel ist hier eine deutliche Verbesserung der Bilanz für die Zukunft.

| Verursacher | Tonnen CO <sub>2</sub> -Äquivalent |
|-------------|------------------------------------|
| Verpackung  | 45.000                             |
| Vertrieb    | 32.000                             |
| Flaschen    | 25.000                             |
| Transport   | 20.000                             |
| Oenologie   | 28.000                             |
| Weinbau     | 10.000                             |
| Gebäude     | 22.000                             |

Abb. 2: CO<sub>2</sub>-Bilanz der Region Champagne, aufgeschlüsselt nach den Hauptverursachern (Moncomble, CIVC, Epernay, OIV, Paris 2008)

Auch beim Wasser werden Produkte schon nach ihrem Input bilanziert. Bereits im Jahr 2000 definierte der Weltwirtschaftsrat für nachhaltige Entwicklung (WBCSD 2000) die ökologische Effizienz von Wasser, die sich aus dem Wert des Produktes (Euro) geteilt durch den virtuellen Wassergehalt (Wassergehalt des Produktes plus der Menge an Wasser, die zur Herstellung und zum Transport nötig war) ergibt. Auch diese Art der Bilanzierung wird in Zukunft für alle Produkte zunehmen und auch im Garten- und Weinbau vermehrt angewandt werden (Clothier et al. 2008).

## Fazit

Die bisherigen Auswirkungen der klimatischen Veränderung waren für den deutschen Weinbau positiv. Problematisch könnten vermehrte Starkregenereignisse bei gleichzeitig wärmeren Bedingungen im Herbst werden. Neue, vorher in unseren Breiten unbekannte Schädlinge und Pilzkrankheiten, bzw. ein verstärktes Auftreten des bereits vertretenen Spektrums, werden für den Pflanzenschutz der Zukunft eine Herausforderung darstellen. Für andere Bereiche im Weinbau, wie z.B. Bodenpflege, Wasserhaushalt und Pflanzenernährung gibt es eine Vielzahl von Anpassungsmöglichkeiten. Beispielsweise lassen sich durch die Unterlagenwahl aus Bereichen, die heute bereits zu den trockenen Weinbaugebieten zählen (Mittelmeerraum), das Trockenstressrisiko abmildern oder durch die Wahl der Zeilenausrichtung der Wasserverbrauch reduzieren (Ost-West gezeigte Anlagen verbrauchen weniger Wasser als Nord-Süd gezeigte Anlagen).

## Literatur

- Clothier, B., Green, S., Deurer, M. (2008): Virtual water, green water & blue water. WISPAS 101, 1–4.
- Intergovernmental Panel on Climate Change (2007) Synthesis report. <http://www.ipcc.ch>.
- Intergovernmental Panel on Climate Change (2008) Climate change and water. (Eds. B. Bates, Z. W. Kundzewicz, S. Wu, J. Palutikof). <http://www.ipcc.ch>.
- Schär, C., Vidale, P. L., Lüthi, D., Frei, C., Häberli, C., Liniger, M. A., Appenzeller, C. (2004): The rate of increasing temperature variability for European summer heat waves. *Nature* 427, 332–336.
- Schultz, H. R., Jones, G. V. (2008): Sozioökonomische Aspekte des Klimawandels: Gewinner und Verlierer. Veränderungen in der Landwirtschaft am Beispiel des Weinbaus. In: Warnsignal Klima (eds. J. L. Lozán, H. Graßl, G. Jendritzky, L. Karbe, K. Reise), GEO Wissenschaftliche Abhandlungen, 268–273.
- WBCSD (2000) Eco-Efficiency: Creating more value with less impact. World Business Council for Sustainable Development. <http://www.wbcsd.org>.

# Erbslöh Geisenheim AG

## Getränke-Technologie

### Eine kleine Firmengeschichte

Als der Gründer der Firma „C. H. Erbslöh, Düsseldorf – Großhandel mit Mineralien und Chemikalien“ 1891 nach Geisenheim kam, erwarb er von dem Generalkonsul Eduard v. Lade, dem Gründer der „Kgl. Lehr-Anstalt für Obst-, Wein-, und Gartenbau“ (1872), der auch einer der tatkräftigsten Initiatoren des Niederwalddenkmals gewesen ist, die nach nassauischem Bergrecht auf Ton und Kaolin verliehenen Grubenfelder in den Flurstücken *Rothenberg* und *Becht*, nördlich des Rothenbergs.

Die Winzer mögen sich damals gefragt haben, was er dort zu suchen habe, wie es in der Schrift zum 75. Jubiläum der Firma im Jahre 1967 heißt. Die schlichte Antwort lautet: „Kaolin!“ „Und was ist das?“ Antwort: „Ein weißes Tonmineral – chemisch ein wasserhaltiges Aluminiumsilikat, das aus der Verwitterung von Feldspat-haltigen Gesteinen entsteht.“ Damit wollte er den bis dahin aus England importierten Kaolin ersetzen.

1892 ist die Firma ins Handelsregister Rüdesheim eingetragen worden. 500 m Stollen wurden



Abb. 1: Kaolingewinnung im Tagebau Kirchgrube

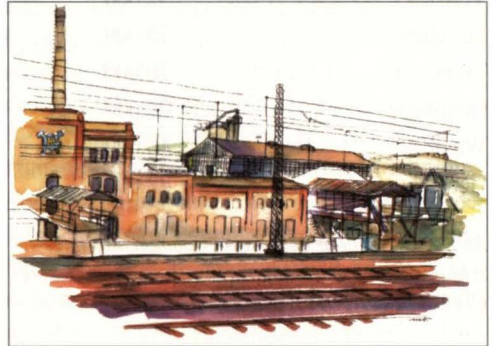


Abb. 2: Das Stammwerk in Geisenheim

vom „Pflänzer“ bis unter die „Lange Straße“, damals noch „Holzweg“ genannt, vorgetrieben, und an der „Bahnstraße“ wurde eine Schlammerei gebaut. Ende 1893 sind schon die ersten Waggons geliefert worden. So schnell ging das damals! Nicht, weil etwa schneller gebaut wurde – im Gegenteil, sondern weil die Behörden schneller genehmigten.

Schon 1911 wurden ein Grubenfeld in Lohrheim nahe Diez an der Lahn gepachtet und 1920 ein Kaolinwerk dort errichtet, bald darauf ein kleines Kaolinunternehmen in Sachsen, nahe dem Leunawerk, gekauft und ein Grubenfeld mit gutem Porzellankaolin in Börtewitz bei Oschatz erworben, wo 1938 auch eine Schlammerei entstand. Die beiden letzten Werke gingen nach dem Zweiten Weltkrieg verloren. Stattdessen wurde nach dem Krieg das Werk Oberwinter bei Remagen übernommen, aber 1993 wieder veräußert, da die Qualität nicht mehr den erhöhten Ansprüchen der Abnehmer entsprach.

Von entscheidendem Einfluss auf die Entwicklung des Unternehmens war die Erfindung

der Bentonit-Aktivierung. Dieses Tonmineral, aus vulkanischen Aschen entstanden, liegt in Europa nur als geringquellfähige Calciumvariante vor. Durch den Ionenaustausch in die Natriumvariante erhöht sich seine feinstkörnige Aufteilbarkeit – das sog. Quellvermögen – für zahlreiche Anwendungen, wie z.B. als Formsandbinder für Gießereien, für Bohrspülungen bei Tiefbohrungen, als Abdichtung bei Bauten, Schlitzwänden im Tiefbau und vieles andere mehr.

Der Rohbentonit kommt in Deutschland in der Hallertau (Niederbayern) in kleinen, linsenförmigen Lagerstätten vor, häufig unter den dortigen Hopfengärten – analog zum Kaolin in Geisenheim unter Weinbergen. Anfänglich wurde der Rohnton in Geisenheim mit Soda aktiviert, getrocknet und vermahlen. Um die hohen Transportkosten zu sparen – Rohbentonit enthält bis zu 40 Prozent Wasser – wurde 1952 ein Aufbereitungswerk in Landshut (Niederbayern) errichtet, wo wir uns auch entsprechende Rohntonlagerstätten sichern konnten. Nur so ist es möglich gewesen, konkurrenzfähig zu bleiben.

Anfang der 50er Jahre wurde Bentonit von uns im Getränkesektor zur sog. „Eiweiß-Schönung“ eingeführt, d.h. das kolloidal gelöste Eiweiß im Most oder Jungwein wird an die Oberfläche der winzigen Bentonit-Kristalle gebunden und setzt sich mit diesen nach wenigen Tagen ab, während bis dahin für die Ausflockung in Jungweinen zwei bis drei Jahre Fasslagerung nötig war, um eine Trübung in der Flasche zu verhindern. Dies erspart den Winzern eine Menge Lagerzeit im Fass und entsprechende Kosten!

In den 60er Jahren führten wir eine Reihe weiterer Produkte zur Wein-, Fruchtsaft- und Bierbehandlung ein. Dadurch konnten wir 90 Prozent der Belegschaft weiterbeschäftigen, als 1975 der Kaolinabbau in Geisenheim wegen Erschöpfung der Lagerstätte beendet werden musste. So wuchs die „Getränketechnologie“ in den folgenden Jahrzehnten stark an bis zur etwa gleichen Umsatzgröße wie die Bergbaubetriebe. Beides nebeneinander weiterzuentwickeln hätte die Möglichkeiten unseres Familienunternehmens überfordert. Deshalb entschieden wir uns, den Bentonit-Betrieb in Landshut (Niederbayern) zu verkaufen und die Getränk-



Abb. 3:  
*Hydrozyklone  
zur Feinst-  
Entsandung*

technologie in Geisenheim weiter auszubauen. Dort blieben fast nur die Außenmauern stehen. Aber dann haben wir 2000 ein praktisch neues Produktionsgebäude errichtet, was allen hygienischen Anforderungen entspricht, auch für Reinzucht-Weinhefen und Enzyme, heute unsere größten Umsatzträger. Über 60 Prozent unserer Produkte gehen als Export in alle Erdteile. In Frankreich und Spanien sind eigene Vertriebsfirmen entstanden. Wir unterhalten ein starkes Labor zur Qualitätskontrolle und zur Entwicklung neuer Produkte, was in diesem Markt lebensnotwendig ist.

Dies war der Weg vom Kaolin über den Bentonit zur Getränkebehandlung. Der Kaolintagebau in der *Kirchgrube* ist längst verfüllt und wieder Weinberg, der im *Rothenberg* steht kurz vor der Endverfüllung und wird dann zum Naturschutzgebiet, direkt am Rande unserer Stadt. Unser Ziel ist es, das Unternehmen in seinen verschiedenen Sparten weiterzuentwickeln, sowohl in der Technik unserer Produkte als auch im weltweiten Vertrieb.

So wurde aus dem anfänglich als Störenfried der Winzer in Geisenheim angesehenen Unternehmen ein Zulieferer und Helfer des Weinbaues weit über Geisenheim hinaus, in enger Zusammenarbeit mit der nur wenige Jahre zuvor gegründeten „Kgl. Lehr-Anstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau“ des Freiherrn Eduard v. Lade.

## Literatur

Krämer-Badoni, Rudolf, Gerd Erbslöh und Hermann Neumeyer: Bergmann unter Winzern mit Aquarellen von Max Bollwage. Geisenheim 1967.

# Pfarrer Reuss aus Winkel im Kampf gegen die Nationalsozialisten

Nachdem sich das konfliktträchtige Verhältnis zwischen katholischer Kirche und Nationalsozialismus nach dem Abschluss des Konkordates zwischen der deutschen Reichsregierung unter Hitler und dem Vatikan am 20. Juli 1933 vorübergehend etwas entschärft hatte, forcierte die NS-Bewegung Ende 1933/Anfang 1934 wieder ihren Kirchenkampf. Im Zentrum der Auseinandersetzung stand zunächst der Kampf um die Jugend. Dabei erwuchs den Nationalsozialisten in Winkel in Ortspfarrer Reuss ein unbeugsamer Gegner.

Pfarrer Heinrich Reuss<sup>1</sup> wurde am 10. Juli 1869 in Limburg geboren. Dort wurde

er auch 1894 zum Priester geweiht. Eine erste Bekanntschaft mit dem Rheingau machte er 1897 als junger Kaplan in Kiedrich. Zum 1. Januar 1917 versetzte man ihn als Pfarrer nach Winkel. 1935 wurde er zum Dekan des Landkapitels Rheingau ernannt. Seine Gemeindemitglieder erlebten ihn immer wieder als harten, recht starren, unbeugsamen und prinzipientreuen Seelsorger. Diese Haltung ließ ihn auch in Gegnerschaft zu den Nationalsozialisten geraten. Der zum Geistlichen Rat beförderte Pfarrer starb, nicht zuletzt durch die ständigen Konflikte mit den Nazis zermübt, am 9. Oktober 1940.



Abb. 1: Pfarrer Heinrich Reuss (Foto: Pfarrarchiv Winkel)

## Seine nationalsozialistischen Gegner

Seine nationalsozialistischen Gegner, die Ortsgruppenleiter Kraye, Agunte und Jäger<sup>2</sup> sowie der örtliche HJ-Führer Heinrich Koch und Polizeiobewachtmeister Butt, waren fanatische Nazis, die keiner Auseinandersetzung mit der Kirche aus dem Weg gingen. Kraye schreckte dabei ebenso wie die HJ auch vor physischer Gewalt nicht zurück, während Jäger, der 1938 aus der katholischen Kirche austrat, mehr administrative Maßnahmen bevorzugte. Dabei glaubten die Nazis, wie sie in einem politischen Lagebericht 1933 festhielten, dass der Pfarrer durch den Zentrumsvorsitzenden, Lehrer Fischer (1897–1941)<sup>3</sup>, den sie schon seit April des Jahres arg bedrängt und zeitweise in Schutzhaft genommen hatten, gesteuert würde. Reuss war gewiss kein Mann, der sich von anderen steuern ließ, aber er teilte mit Lehrer Fischer dieselbe Glaubensüberzeugung, die beide in Konflikt mit den „braunen“ Lokalgrößen geraten ließ. Sicherlich hatte Pfarrer



Abb. 2: Der Winkeler HJ-Führer Heinrich Koch (Bildmitte) mit der örtlichen HJ 1935

Reuss in der überwiegend katholischen Gemeinde einen starken Rückhalt. Organisiert waren die Winkeler Katholiken in zahlreichen kirchlichen Verbänden und Vereinen, politisch beheimatet in der katholischen Zentrumspartei, die bei den letzten halbwegs freien Wahlen am 5. März 1933 in der Gemeinde immer noch auf 529 Stimmen kam (NSDAP 466). Im April 1934 sprach ein politischer Lagebericht des Winkeler Bürgermeisters bedauernd von den *konfessionellen Einflüssen, welche die katholische Kirche geltend macht*.<sup>4</sup>

### Die Auseinandersetzung

Schon vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 hatte es Spannungen zwischen der Gemeindeverwaltung und dem streitbaren Pfarrer gegeben. Dabei ging es um die Kosten für die Verlegung der Eingangstreppe des Pfarrhauses von der Hauptstraße an die rückwärtige Hauswand. Dieser an sich recht belanglose Streit bekam durch die Nationalsozialisten eine politische Note und schwelte lange vor sich hin. Im Dezember 1933 kam es jedoch zum offenen Konflikt. Am dritten Adventssonntag, als der Pfarrer während des Hochamtes auf der Kanzel stand, ertönte ein Trompetenstoß in der Kirche, und die Predigt wurde durch den Sprechchor: *Hinaus aus den konfessionellen Saftläden und hinein in die Hitlerjugend*, gestört. Mitte Januar 1934 wurde ein Plakat aufgestellt, mit dem die Geistlichkeit im Allgemeinen verspottet wurde. Im Veröffentlichungskasten der NSDAP-Ortsgruppe am Ausgang zur Kirche, aber noch auf Gemeindeboden, wurde ein Zeitungsartikel mit der Überschrift

*Drei katholische Geistliche verurteilt* präsentiert. Mit Rotstift hatte jemand dazu geschrieben: *Dem Herrn Pfarrer zur Warnung*. Die katholische Zeitschrift „Am Scheidewege“, die der Geistliche wie üblich an die Jungen der beiden obersten Klassen der örtlichen Volksschule verteilt hatte, wurde von den meisten Knaben zerrissen und in den Ofen geworfen. Der Pfarrer protestierte sofort gegen diese Vorfälle erfolglos bei der örtlichen Polizei. Das Bischöfliche Ordinariat, dem Reuss die Vorfälle meldete, empfahl, Anzeige bei dem Landrat zu erstatten. Von der Verteilung der Zeitschrift solle er vorerst absehen.<sup>5</sup>

Einen neuen Höhepunkt erreichten die Reibereien zwischen dem Pfarrer und der NSDAP anlässlich der Beerdigung des Hitlerjungen Adam Schmitt im April 1934. Vor der Gemeinde und der in voller Montur angetretenen HJ erklärte der Pfarrer, dass er den Jungen seit seiner Taufe als gut katholischen Jungen kenne. Direkt an die anwesende Jugend gewandt, sagte er: *Katholische Jugend! Du hast es nicht leicht, Gefahren kommen von allen Seiten, bleibe treu Deinem Gott und seinem Gebot (...). Folge treu Deinen Führern, den Bischöfen, der heiligen Kirche (...)*. Auch äußerte er den Wunsch, dass in Zukunft der *katholische Gruß: Gelobt sei Jesus Christus (...)* im Brauche bleiben möge. Darin konnten die Nationalsozialisten durchaus einen Affront gegen sich und ihren Führer sehen. Auch fielen die Worte: *Christus, mein König, nur Dir allein (...)* schwör ich bis in den Tod die Treu (...). Die Leichenrede landete per Anzeige beim Regierungspräsidenten in Wiesbaden. Die Nazis hatten aus den Worten

des Pfarrers herausgehört, dieser habe gesagt, die katholische Jugend kenne nur einen Führer, nämlich Christus und den Papst als dessen Stellvertreter auf Erden. Der Regierungspräsident urteilte: *Ist die Rede wirklich in der mitgeteilten Art gehalten worden, so war zweifellos beabsichtigt, der Jugend klarzumachen, es gäbe nur kirchliche und keine weltlichen Führer, worin ein offensichtlicher Angriff auf die Autorität des nationalsozialistischen Staates zu erblicken wäre.* Auch der Winkeler Bürgermeister sah in der Rede einen Angriff auf den Hitlergruß, auf die Autorität des Führers selbst und auf die Eidesformel der nationalsozialistischen Amtswalter. In dem Schreiben des Regierungspräsidenten wurden auch Pfarrer Kraus aus Nievern und Pfarrer Weckbecker aus Hattenheim erwähnt, gegen die sich schon der „gesunde Volkszorn“, der jedoch von den Nazis inszeniert wurde, gerichtet habe. Pfarrer Reuss, gegen den schon einige Beschwerden beim Regierungspräsidenten eingegangen waren, wehrte sich gegen die Interpretation seiner angeblich staatsfeindlichen Rede: Er sei *von frühester Jugend an zum Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit erzogen worden und im Laufe der Vorbereitungs-jahre für seinen jetzigen Stand habe er in ernster und eindringlicher Art die stets unveränderte Lehre der katholischen Kirche in diesem Punkte* in sich aufgenommen. Diese besage aber unmissverständlich mit den Worten Jesu: *Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber Gott, was Gottes ist* (Mk. 12,17), schränke aber ein: *Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen* (Apg. 5,29). Daraus folgerte er, die Kirche müsse immer dann bereit sein *einzugreifen, wenn in den menschlichen Angelegenheiten das Geistliche mit betroffen ist*, wie Papst Leo XIII. (Pontifikat 1878–1903) in der Enzyklika „Immortale Dei“ (1885) sehr deutlich betont hatte. Damit war eine Oberhoheit des göttlichen Rechts gegen alle ungerechtfertigten weltlichen Machtansprüche formuliert. Genau dies war die Position von Pfarrer Reuss, und die Nationalsozialisten konnten darin einen Angriff auf ihren eigenen Absolutheitsanspruch erblicken. Außerdem versicherte sich der Geistliche des Rückhalts durch seinen Johannesberger Amtsbruder Labonte, der den Inhalt der inkriminierten

Rede teilte und ebenfalls zu einem entschiedenen Gegner der Nazis wurde. In zwei Briefen an den Limburger Domdekan vom 16. und 17. Mai verteidigte Reuss noch einmal seine Rede. Am Abschluss-Sonntag der Männermission, dem Oster-sonntag, hätten tausend Männer und Jungen nachmittags ihrem Glauben die Treue geschworen und das Lied mit dem Refrain: *Christus, mein König, dir allein schwöre ich die Liebe, lilienrein, bis in den Tod hinein die Treu* gesungen. Auch habe er bei der Trauerfeier für Adam Schmitt, bei der 750 Hitlerjungen aus dem Rheingau, Wiesbaden und sogar aus Frankfurt zusammengekommen waren, eine Ansprache gehalten, weil er befürchtet habe, *dass am Grabe nur ein glaubensloses Zeug geschwätzt werde.* Im Anschluss an Mt. 13,25 meinte Pfarrer Reuss, während seiner gut gemeinten Rede sei schon der böse Feind ausgeschwärmt, um Unkraut zu säen. Der „Rheingauer Bürgerfreund“ tat ein Übriges zur Verschärfung der Situation, als er am Tage nach der Trauerfeier Zitate aus der Rede in tendenziöser Weise veröffentlichte. Als der Pfarrer um einen kommentarlosen Abdruck seiner ganzen Rede bat, lehnte dies die Redaktion wohl auf nationalsozialistischen Druck hin ab. Das Bischöfliche Ordinariat sah in den Anfeindungen der Nazis gegen die oben genannten drei Pfarrer nur den Versuch, *einen Teil der Bevölkerung gegen die betreffenden Pfarrer aufzuhetzen*, wie es dem Regierungspräsidenten am 18. Juni mitteilte.<sup>6</sup> Ermittlungen der Oberstaatsanwaltschaft Frankfurt gegen Pfarrer Reuss wegen Verächtlichmachung der Hitlerjugend wurden später eingestellt. Als Pfarrer Reuss im August des Jahres 1934 mit dem Marienverein einen Ausflug nach Eibingen unternahm, wurde er erneut angezeigt. Seine Predigten sind von Spitzeln eifrig beobachtet worden.

Am Karfreitag, dem 19. April 1935, zog das Jungvolk der Hitlerjugend seine Nazi-Lieder singend durch Winkel, um die ersten Urlauber der NS-Organisation „Kraft durch Freude“ vom Bahnhof Mittelheim abzuholen. Am nächsten Tag wiederholte sich das Schauspiel. Pimpfe machten durch Sprechchöre und Lieder die Winkeler Bevölkerung auf die am Abend stattfindende Geburtstagsfeier für den Führer aufmerksam. Diese Störung der vorösterlichen Ruhe- und Besinnungstage

empörte den Pfarrer ziemlich. Am Ostersonntag nahm er in seiner Predigt Stellung: *Der Sinn für das Christliche in der Jugend verschwindet mehr und mehr. Es ist eine Unverschämtheit, dass die Jugendlichen an den heiligen Feiertagen am Karfreitag und Karsamstag durch die Strassen ziehen und Lieder singen (...).* Zum Schluss sagte er, dass *sich die Jugend nicht zu solchen Dummheiten hinreißen lassen solle.* Diese Äußerungen brachten die örtliche HJ-Führung gegen den Pfarrer auf. In einem Brief an den Ortsgruppenleiter schrieb sie: *Wir fordern, dass der Pfarrer von Winkel diese beleidigenden Äußerungen öffentlich zurücknimmt.* Dazu dürfte es wohl kaum gekommen sein. Im Gegenteil: In der örtlichen Volksschule, führte der Geistliche stolz aus, seien von den 44 schulentlassenen Mädchen 42 in den Marienverein eingetreten. Er schloss seine Ausführungen mit den Worten: *Es wird auch einst der Tag kommen, wo auch wir (die Katholiken, W. H.) hier wieder mit wehenden Fahnen durch die Straßen von Winkel ziehen können.*<sup>7</sup>

Zu einem weiteren Affront gegen die NS-Ideologie kam es am 30. April 1935 in der Vorabendmesse zum Fest des Heiligen Josef am 1. Mai, einen Tag, den die Nationalsozialisten zum „Tag der nationalen Arbeit“ mit großen Aufmärschen und Kundgebungen umfunktioniert hatten. Pfarrer Reuss monierte in der Messe, dass Jugendliche *Hängt die Juden, stellt sie an die Wand* singend durch die Dörfer zögen, und er betonte dagegen ausdrücklich: *Juden sind auch Menschen.*<sup>8</sup> Auch mit dieser Aussage lag der Geistliche ganz auf der offiziellen Linie seiner Kirche, die zwar die Juden als verstockt und bekehrungsunwillig betrachtete, jedoch in ihnen keine Unter- oder Unmenschen sah, die es zu vernichten galt. Für die Nationalsozialisten stellte sich aber ganz klar die Rassenfrage, die sie mit der Verabschiedung der „Nürnberger Gesetze“ am 15.

September des Jahres beantworteten, indem sie die Juden aus der deutschen Gesellschaft weitgehend ausschlossen. Am 5. Juli 1937 äußerte sich der Dekan erneut kritisch zur Rassenpolitik der NSDAP, was Ermittlungen und ein Verhör durch die Oberstaatsanwaltschaft des Sondergerichtes Frankfurt nach sich zog.

Anfang November 1935 kam ein angeblicher Verstoß des Geistlichen gegen das Reichsflaggen-gesetz vom 19. September zur Anzeige. Reuss hatte die Winkeler Pfarrkirche an den staatlich vorgeschriebenen Feiertagen nur mit einer sehr kleinen Hakenkreuzfahne beflaggt und damit seine Gesinnung öffentlich kund getan.<sup>9</sup> Auch wurde die kleine Hakenkreuzfahne von Kirchen-fahnen umweht, was den Winkeler NS-Bürgermeister Weitzel im Juli 1936 zu einer öffentlichen Bekanntmachung veranlasste, in der er darauf hinwies, dass die Hakenkreuzflagge durch das Gesetz zur *alleinigen Reichs- und Nationalflagge* bestimmt worden sei und keine anderen Fahnen neben ihr geduldet würden.<sup>10</sup>

Am 19. Dezember 1935 wurde der nunmehrige Dekan Reuss abends um 22 Uhr verhaftet und in das Winkeler Polizeigewahrsam in



Abb. 3: Beflaggung der Winkeler Pfarrkirche 1936 (Foto: Stadtarchiv Oestrich-Winkel).

sog. Schutzhaft verbracht. Vorausgegangen war der Verhaftung eine Auseinandersetzung um die Beteiligung des katholischen Caritasverbandes an einer Sammlung des nationalsozialistischen Winterhilfswerks (WHW) in Winkel. NSDAP-Ortsgruppenleiter Jäger und der Propagandaleiter der Ortsgruppe, Junglehrer Georg Blees<sup>11</sup>, beide katholische Lehrer, aber Feinde aller Katholischen, lehnten die Teilnahme der Caritas ab (*Wir verzichten auf ihre Mithilfe*), stellten dies in der Öffentlichkeit jedoch so hin, als habe Dekan Reuss die Teilnahme des katholischen Verbandes hintertrieben, und schrieben: *Dies ist politischer Katholizismus ohne Maske*. Personen, die über den wahren Verlauf der Besprechung hätten Auskunft geben können, drohte Hauptwachtmeister Butt<sup>12</sup>, ein fanatischer Nationalsozialist, roh und grob in seinem ganzen Wesen, die Verhaftung an. Aufgewiegelte Nazis zogen maskiert dann von ihrem Versammlungslokal, dem „Rheingauer Hof“, zum nahegelegenen Pfarrhaus und grölten dort: *Heraus mit dem Pfaffen, heraus mit dem Pfarrer*. Die beiden Straßenlaternen vor dem Pfarrhaus wurden zertrümmert. Anschließend flogen Pflastersteine gegen die Haustür und durch die Fenster des Pfarrhauses. Die Haustüre wurde auf- und zugeschlagen, die Füllung der Tür wurde eingetreten. Nachdem sich der „Volkszorn“ etwas gelegt hatte, trat nun die örtliche Polizei auf den Plan, um den Geistlichen in Schutzhaft zu nehmen. Dabei fiel der Satz: *Wenn Sie nicht gutwillig mitkommen, dann brauche ich Gewalt*. Der Dekan rief: *Diese Verhaftung ist eine Schande für Winkel, ich protestiere dagegen, es lebe Christus, der König!* Die ganze Aktion ist eine abgekartete Sache der Nationalsozialisten gewesen, die nach bekanntem Muster ablief. Der Geistliche wurde aufs Rathaus verbracht und von SA-Männern bewacht. Gegen drei Uhr wurde er von Oberwachtmeister Butt und dem weiterhin um eine rechtmäßige Polizeiarbeit bemühten Oberlandjägermeister Küpper aus Oestrich wieder ins Pfarrhaus zurückgebracht, jedoch mit einem Ausgehverbot für den nächsten Tag belegt. Bei der Vernehmung erwiderte Reuss dem örtlichen Oberwachtmeister: *Wenn ich wieder frei bin und als freier deutscher Mann vor ihnen stehe, dann können Sie Ihre Fragen stellen*.

Die Aufnahme eines Protokoll und dessen Unterschrift verweigerte er. Am Mittag des 20. wurde dem Pfarrer mitgeteilt, dass seine Verhaftung beendet sei. Zuvor durfte er unter polizeilicher Bewachung den Morgengottesdienst zelebrieren. Eine weitere, schon geplante Vernehmung wurde abgesagt. Den Vorfall meldete die Schwester des Pfarrers als Augenzeugin durch eine Vertrauensperson dem Ordinariat in Limburg. Die NSDAP-Ortsgruppenleitung verlautete am folgenden Tag heuchlerisch: *Es ist vielleicht begreiflich (!), aber höchst bedauerlich, dass es zu diesem Vorfall kommen konnte*. Dekan Reuss und Benefiziat Hauck verkündigten in den drei Morgengottesdiensten des 22. Dezember: *Seit der Rheingau das Christentum angenommen hat, seit Rhabanus Maurus auf den Strassen Winkels wandelte, ist dergleichen noch nicht vorgekommen. Die Geschichte von Winkel hat dergleichen noch nicht berichtet. Das blieb erst unserer Zeit vorbehalten. Ich protestiere vor meinen Pfarrkindern gegen diese rohe Gewalttätigkeit im Namen meiner hl. Kirche und im Namen des Preuss. Staates, dem die Unterhaltungspflicht (der Pfarrhäuser, W. H.) obliegt*. Einen von Reuss beim Regierungspräsidenten am 12. Januar 1936 eingelegten Protest, dem sich auch das Ordinariat in Limburg im Interesse des Ansehens der staatlichen Behörde und zum Schutz unserer Geistlichen angeschlossen hatte, lehnte dieser einen Monat später mit der Begründung ab: *Massnahmen der Parteiorgane unterliegen nicht meiner Aufsicht*. Der NSDAP war damit amtlich von höchster Seite bestätigt worden, dass sie nach eigenem Recht und Gesetz agieren konnte, ohne ein Eingreifen der staatlichen Gewalt befürchten zu müssen.<sup>13</sup>

Ab August 1937 durften Geistliche keinen Religionsunterricht mehr erteilen. Dekan Reuss traf dieses Verbot schon 1936. Der Unterricht konnte jetzt nur noch einmal wöchentlich nachmittags im Pfarrhaus angeboten werden. Ein rabiater Gegner dieser so genannten Pfarrstunde war im Rheingau der nationalsozialistische Schulrat Heller, der zum Beispiel dafür sorgte, dass HJ-Dienste bewusst auf dieselbe Zeit wie die Pfarrstunde gelegt wurden, oder indem er Beamten, die ihre Kinder in diesen Unterricht schickten, mit Entlas-

sung drohte. Dadurch erreichte die Pfarrstunde im Rheingau auch nur eine Teilnahme von etwa 50 Prozent, wie der Geisenheimer Pfarrer Hesse nach dem Krieg schätzte. Dekan Reuss schrieb Anfang Juli 1939 an den Bischof in Limburg: *Gerade hier im Rheingau stehen wir nach wie vor im Kampf um die Pfarrstunde. In der Schule versucht man die Kinder davon abzuhalten. Immer wieder wird von Zeit zu Zeit gefragt, wer die Pfarrstunde besuche (...). Man sagt, das seien keine wahrhaft deutschen Kinder, die die Pfarrstunde besuchten. Auf jede Weise sucht man die Kinder einzuschüchtern und vom Besuche zurückzuhalten.*<sup>14</sup> Jugendgottesdienste verlegte Benefiziat Hauck nun oft in die Johannisberger Klause, weil man dort fernab der Öffentlichkeit die katholisch gebliebene Jugend versammeln konnte.

### Zusammenfassung

Sicherlich hatte ein politischer Lagebericht des Winkeler Nazi-Bürgermeisters Weitzel vom Juni 1937 recht, der festhielt, dass Dekan Reuss *ein ausgesprochener Gegner der nationalsozialistischen Bewegung* sei.<sup>15</sup> Solche Pfarrer und andere standhafte Katholiken verhinderten, dass die Nationalsozialisten im Rheingau leicht Fuß fassen konnten. Nach dem mehr oder weniger offenen Widerstand in der Anfangsphase des Dritten Reiches konnten jedoch auch diese katholischen Kreise ab 1937 meist nur noch passiv ihre Ablehnung des NS-Regimes zum Ausdruck bringen. Träger dieser Ablehnung waren besonders die älteren Kirchenanhänger und die Frauen. Passiver Widerstand zeigte sich jedoch in der regen Teilnahme an den Prozessionen und Wallfahrten.

### Quellen

<sup>1</sup>Zu Reuss: Diözesanarchiv Limburg (zitiert als DAL), KB Lim K 9, Nr. 63/1869, Schematismus des Bistums Limburg 1936, S. 308, und der Nekrolog (Nachruf) im Georgsblatt Nr. 42 (1940). Zur Rolle Reuss im Kirchenkampf vgl. auch die kurze Information in: Ulrich von HEHL u. a.: *Priester unter Hitlers Terror*. Bd. 1.3. Wesentlich veränderte und erweiterte Auflage. München 1996, S. 847.

<sup>2</sup>Zu Krayer, Agunte und Jäger: Walter HELL: Vom „Braunhemd“ zum „Persilschein“. Nationalsozialismus und Entnazifizierung im Rheingau. Erfurt 2005, S. 43–44.

<sup>3</sup>Zu Fischer: Walter HELL: Eine Schule in „brauner“ Zeit – die Volksschule Winkel 1933–45. In: *Einblicke in die Geschichte von Oestrich-Winkel*. Eltville 2000, S. 196. In einem politischen Lageberichts des Winkeler Bürgermeisters heißt es Ende November 1933: M. E. steht Pfarrer Reuss völlig unter dem Einfluß des genannten Fischer. Stadtarchiv Oestrich-Winkel (zitiert als StA Oe-Wi). Akten des Bürgermeisteramtes Winkel 04/18.

<sup>4</sup>StA Oe-Wi, ebenda.

<sup>5</sup>Vgl. DAL 561, 7/A, fol. 304.

<sup>6</sup>Zu dem ganzen Vorgang vgl. ebenda, fol. 305–312 und StA Oe-Wi (wie Anm. 3).

<sup>7</sup>Vgl. StA Oe-Wi, Akten des Bürgermeisteramtes Winkel 04/30/2 78.

<sup>8</sup>StA Oe-Wi, ebenda. Tatsächlich hieß es in dem Lied *Ihr Sturmsoldaten jung und alt: Jungvolkkameraden, hängt die Juden, stellt die Bonzen an die Wand*. Besonders Hauptwachtmeister Butt machte sich in Winkel um die Einübung dieser Lieder bei der HJ „verdient“.

<sup>9</sup>StA Oe-Wi, ebenda.

<sup>10</sup>StA Oe-Wi, Akten des Bürgermeisteramtes Winkel 1 10/13, Nr.5.

<sup>11</sup>Dieser tat sich auch bei dem Judenpogrom im November 1938 als Haupttäter hervor. Sein Bruder Martin war Ortsgruppenleiter in Geisenheim. Von den beiden Brüdern hieß es in Winkel: „Bleese-Bube, beese Bube!“

<sup>12</sup>Der Winkeler Bürger Willi KLOOS charakterisierte Butt in seinem Buch *„Warum habt ihr mitgemacht?“*, S. 8, als einen Ernazi, der sich in der Kristallnacht durch seine Brutalität hervorgetan habe.

<sup>13</sup>Zu dem ganzen Vorfall vgl. DAL 561 7/A, fol. 313–328.

<sup>14</sup>Vgl. dazu: Klaus SCHATZ: *Geschichte des Bistums Limburg*. Mainz 1983, S. 431. Dort auch das Zitat als Fußnote 83.

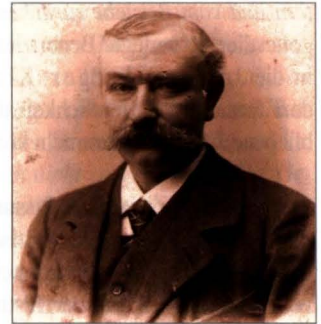
<sup>15</sup>StA Oe-Wi (wie Anm. 3).

# Hans Steinlein – ein bedeutender Kirchenkünstler des 19. Jahrhunderts aus Eltville

Hans Steinlein aus Eltville ist ein weit über die Grenzen des Rheingaus hinaus bekannter Bildhauer und Restaurator gewesen, dessen künstlerisches Schaffen anfänglich von dem herrschenden Stil des ausgehenden 19. Jahrhunderts bestimmt wurde.

Das 19. Jahrhundert war die Zeit, in der man sich für die Kunst des Mittelalters begeisterte. Burgen wurden wieder aufgebaut, gotische Dome vollendet und Bauwerke im gotischen Stil errichtet. Von dem Wunsch nach Stilreinheit beseelt, wurden vielfach die Ausstattungen späterer Kunstepochen aus gotischen Kirchen entfernt und durch solche im nachgeahmten Stil der Gotik ersetzt. Zur Neu- oder Neogotik gesellten sich Neoromanik, Neorenaissance und Neobarock, Stilrichtungen, die unter dem Begriff „Historismus“ zusammengefasst werden und bis zum Ende des Ersten Weltkrieges modern waren.

Es war für einen nach ästhetischer Vollkommenheit strebenden Künstler wie Hans Steinlein in dieser Zeit sicherlich nicht leicht, sich von Tradition und Nachahmung freizumachen und seinen eigenen Stil zu finden. Er war ein Künstler, der sein „Handwerk“ verstand, weil er es von der Pike auf erlernt hatte. Er gestaltete nicht nur seine eigenen Werke, er beherrschte auch die Kunst des Restaurierens. Seine Fertigkeiten und sein Kunstverständnis hatte er Pater Desiderius Lenz, dem Gründer der Beuroner Kunstschule, zu verdanken. Pater Lenz hatte ihn gelehrt, ein Kunstwerk richtig zu sehen und den Wert alter, durch Überarbeitung unscheinbar gewordener Plastiken zu erkennen. So ist Steinlein zu einem anerkannten und vielbeschäftigten Restaurator geworden. Seiner Werkstatt vertraute man die wertvollsten alten Skulpturen an.



*Abb. 1: Hans  
Steinlein –  
Bildhauer und  
Restaurator  
(1872–1958)*

Meister Steinlein wurde am 12. Dezember 1872 in Trier geboren. Er entstammte einer alten Trierer Wagnerfamilie. Ab 1886 absolvierte er eine Lehre in einer keramischen Werkstatt in Trier, wo er das Modellieren in Ton erlernte. Auf der anschließenden Wanderschaft durch Deutschland über Nürnberg und Regensburg kam er nach Ravensburg. Dort arbeitete er als Gehilfe in einem bedeutenden Atelier und erwarb sich wertvolle Kenntnisse in der Bearbeitung von Stein und Holz. Seine künstlerische Entwicklung wurde jedoch entscheidend durch seine anschließende Zusammenarbeit mit Pater Desiderius Lenz beeinflusst.

In den 1890er Jahren arbeitete Steinlein bei Bildhauer Caspar Weiss in Frankfurt, aus dessen Werkstatt u.a. der 1894 entstandene Marienaltar in der Geisenheimer Pfarrkirche stammt. Auf seinen Ausflügen lernte Steinlein den Rheingau kennen und fand großen Gefallen an der Landschaft. 1899 zog er nach Eltville, wo er sich als freischaffender Künstler niederließ. Drei Jahre später heiratete er Margarethe Iffland, die einer alteingesessenen Eltviller Familie entstammte. Ihr Vater

war Stadtverordneter, Gastwirt und Weinhändler und ab 1913 auch Besitzer der Burg Crass.

1903 kam Hans Jakob Steinlein, der später in die Fußstapfen seinen Vaters treten sollte, im Haus seines Großvaters zur Welt. Nach der Geburt einer Tochter erlitt Steinleins Ehefrau während einer erneuten Schwangerschaft einen Unfall, der sie das Leben kostete. Ein schwerer Schlag für den umtriebigen Künstler, der allein mit zwei kleinen Kindern zurückblieb. Nach einiger Zeit heiratete er seine zweite Frau, Elisabeth geb. Gorges, die sich mit rührender Liebe seiner beiden Kinder annahm.

Schon kurze Zeit nachdem Steinlein in Eltville ein Atelier eröffnet hatte, häuften sich die Aufträge so sehr, dass er sie nicht mehr alleine bewältigen konnte und Steinmetze, Vergolder und Schreiner als Gehilfen einstellen musste. Wenig später war das in der heutigen Gutenbergstraße 5 angemietete Atelier zu klein geworden, darum wurde es in ein eigens dafür errichtetes Gebäude im Garten seines neu erworbenen Wohnhauses in die Schwalbacher Straße 47 verlegt. Das Geschäft florierte, und er hatte bald bis zu 22 Fachkräfte beschäftigt. Mit ihrer Hilfe fertigte er Altäre für Kirchen in so bedeutenden Städten wie Berlin, Hannover, Saarlouis, Trier und Wiesbaden. Auch Einzelfiguren und Figurengruppen sowie Kanzeln, Portale und Taufsteine verließen seine Werkstatt. Mehrfach wurden seine fertigen Altäre vor der Ablieferung an die Kunden in der Turnhalle in der Schwalbacher Straße ausgestellt und von vielen Kunstliebhabern bestaunt. In Zusammenarbeit mit dem Mainzer Dombaumeister Professor Ludwig Becker stattete Steinlein viele von Beckers Kirchen aus, wobei er nicht nur dessen Entwürfe ausführte, sondern auch eigene Entwürfe verwirklichte. Nicht selten wurde Steinlein auch von Landeskonservator Ferdinand Luthmer und dem für die Rheinprovinz zuständigen Konservator Paul Clemen zu Beratungen hinzugezogen.

Mit Ausbruch des Krieges wurden die Aufträge weniger und die Gesellen nach und nach zum Kriegsdienst eingezogen. 1915 musste auch der Meister selbst einrücken. Nach Kriegsende ging es wieder aufwärts. Neue Aufträge kamen herein, und die Gehilfen meldeten sich vom Kriegsdienst zurück. Zu dieser Zeit trat auch sein Sohn Hans

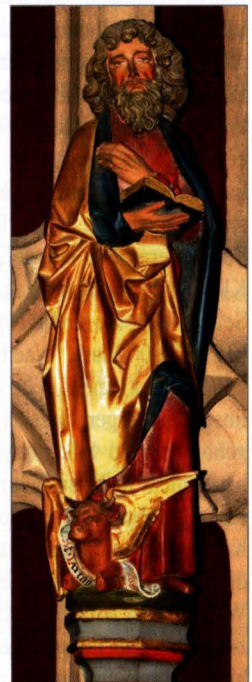
Jakob nach der Schulzeit als Lehrling in die väterliche Werkstatt ein. Danach nahm er ein Studium an der Münchner Kunstakademie auf.

Wegen der angespannten wirtschaftlichen Lage musste der Werkstattbetrieb im Laufe der 1920er und -30er Jahre mehr und mehr verkleinert werden, bis Meister Steinlein schließlich nur noch alleine arbeitete. Ende der 1930er Jahre erlitt er eine schwere Bleivergiftung, die ihn veranlasste, seinen Sohn, der zu dieser Zeit in München arbeitete, zurückzubitten. Von Eltville aus wurde dieser jedoch bereits 1940 zum Kriegsdienst eingezogen. Bis zu seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Jahre 1946 arbeitete Altmeister Hans Steinlein alleine weiter. Seine Gesundheit war danach schwer angeschlagen, so dass er viele Arbeiten an seinen Sohn übergeben musste. Er war aber noch bis wenige Wochen vor seinem Tod bildhauerisch tätig. Er starb am 10.7.1958 im gesegneten Alter von 86 Jahren.

Bei seinem Ableben ist Hans Steinlein entsprechend gewürdigt worden. Im Sonntagsblatt des Bistums Limburg vom 8. August 1958 wurde er als einer der letzten Altmeister der sakralen Kunst bezeichnet. An seinen Werken sei zu erkennen, dass er sich als Künstlerpersönlichkeit ständig weiterentwickelt und am Schluss seinen eigenen Stil gefunden habe. Die Schlichtheit und die Einfachheit seiner Ausdrucksformen hätten seinem religiösen Empfinden entsprochen.

Da Steinlein über die zahlreichen, von ihm restaurier-

Abb. 2:  
St. Lucas – Skulptur  
von Hans Steinlein  
an der Kanzel der St.  
Valentinuskirche in  
Kiedrich



ten Kunstwerke nur spärliche Aufzeichnungen hinterlassen hat, können hier nur einige wenige aufgezählt werden. Er restaurierte u. a. in **Eltville und Raenthal** die Brustlatz-Madonnen, **Johannisberg** die Figur der hl. Elisabeth, **Lorch** das Triumphkreuz in der Kirche und eine Alabaster-Pietà aus den Lorcher Weinbergen, sie befindet sich heute im Museum in Wiesbaden, **Bad Wimpfen** die Kreuzigungsgruppe von Hans Backoffen, die, wie auf der Rückseite der Fotografie vermerkt, „stark zerstört“ gewesen ist, **Trier** einen auf dem Trierer Friedhof St. Matthias ausgegrabenen Corpus, der ein von ihm gearbeitetes Kreuz ziert, nun aufgestellt in der Trierer Basilika gegenüber der Kanzel. Im **Umstädter Schloss** restaurierte er die Madonna mit dem Kind an der Grabanlage. In **Rüdesheim und Kiedrich** war Steinlein während des Zweiten Weltkrieges gleichfalls mit Restaurierungsarbeiten beschäftigt.

Von seinen eigenen Werken sind nur noch wenige erhalten. Sie sind entweder dem Bombenhagel oder der Umgestaltung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zum Opfer gefallen, als Werke der Neugotik häufig nur noch gering geachtet und teilweise als „Schreinergotik“ abgetan wurden. Ein anschauliches Beispiel dafür bietet die Kirche in **Martinthal**, deren Ausstattung Hans Steinlein 1904/05 übernommen hatte. Wie der Martinsthaler Pfarrer in der Kirchenchronik von 1904 vermerkte, kostete der Hochaltar 2.500 Mark. Gestiftet wurde er von „Miss Grainger“, die im Kloster Tiefenthal wohnte und dort im gleichen Jahr verstarb. Sie stiftete auch die Niederlassung der Dernbacher Schwestern und ein geräumiges Haus für eine Kleinkinderbewahranstalt. Der Preis für die beiden Seitenaltäre, die ein Jahr später aufgestellt wurden, betrug 2.000 Mark.<sup>1</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte die kleine Kirche die große Zahl der Martinsthaler Bürger, die sich durch zugezogene Ausgebombte und Flüchtlinge beträchtlich vermehrt hatte, nicht mehr aufnehmen. Sie ist darum durch einen Neubau ersetzt worden, während die alte Kirche profaniert und ausgeräumt wurde. Heute dient sie als „Kulturkirche“ für Veranstaltungen. Was mit den Altären geschah, ist nicht mehr festzustellen. Die Figuren der Gottesmutter und des hl. Antonius, die anstelle der beiden barocken Sei-

tenaltäre aufgestellt worden waren, wurden in die 1964 neu erbaute Kirche übernommen.

Nicht besser erging es dem von Hans Steinlein 1910 für die kath. Pfarrkirche St. Ludwig in **Saarlouis** geschaffenen Hochaltar, der mit einem 13 Meter hohen Altaraufsatz versehen war. Er ging 1966 beim Neubau der Kirche verloren. Als 1980 wieder aufgefundene Teile am „Tag des offenen Denkmals“ ausgestellt wurden, erregten sie große Bewunderung. In Wiesbaden soll im Hospiz eines seiner schönsten und reifsten Werke, ein kleiner Altar, gewesen sein. Bei diesem Hospiz handelte es sich um ein Krankenhaus, das 1965 abgebrochen wurde. An seiner Stelle findet man heute das Roncalli-Haus. Der Verbleib des Altars ist trotz eifriger Bemühungen nicht mehr festzustellen.

Viele seiner Arbeiten kann man aber noch heute bewundern: Im Saarland schuf Steinlein Altäre für die Kirchen in **Schwalbach/Saar, Püttlingen** und **St. Wendel**, in **Landsweiler** einen Altar und die Darstellung der „Immerwährenden Hilfe“ in der Herz-Jesu-Kirche.<sup>2</sup> In **Beckingen**, Ortsteils Reimsbach, sind in der katholischen Pfarrkirche „St. Andreas und Mariä Himmelfahrt“ der Hochaltar mit der Darstellung der Geburt Christi, die Seitenaltäre und die Kanzel erhalten. Auch in **Düppenweiler**<sup>3</sup> findet man sakrale Werke aus Steinleins Werkstatt.

In **Hattersheim** am Main ist in der katholischen Pfarrkirche St. Martinus noch die komplette, von Steinlein geschaffene Ausstattung vorhanden. Die Kirche wurde von 1913–1915 nach Plänen von Professor Becker erbaut. Es handelt sich um den Marienaltar von 1915 und den Herz-Jesu-Altar von 1926. Auch alle Holzbildwerke stammen von Hans Steinlein. Seine im Laufe von 13 Jahren entstandenen Werke dort zeugen in ihrer Verschiedenheit von zwei Schaffensperioden des Meisters.<sup>4</sup> In **Dieburg** schuf Steinlein alle Figuren, Reliefs und Modelle für den Hochaltar der Stadtkirche St. Peter und Paul. In **Trier** restaurierte er nach dem Ersten Weltkrieg in der St. Gangolf-Kirche den Aufsatz des Marienaltars von Hans Ruprecht Hoffmann. Er wurde beauftragt, für die abhanden gekommene Marienfigur im Mittelfeld des Altars eine Madonnenfigur „hineinzukomponieren“<sup>5</sup>. Da es an Geld mangelte, wurde sein Gipsmodell eingebaut, das 1950 in Marmor ausgeführt und 1957 aufgestellt wurde. Steinleins

letzte große Arbeit war ein Hochrelief aus Carrara-Marmor ebenfalls für St. Gangolf in Trier.

In **Wiesbaden** war Steinlein ebenfalls tätig. Der Marienaltar für die 1912 geweihte Dreifaltigkeitskirche war eines seiner letzten Werke vor dem Ersten Weltkrieg. 1925 sind sieben Figuren hinzugekommen, vier Evangelisten und drei Kirchenlehrer. Der vierte Kirchenlehrer, die Figur des hl. Ambrosius von Steinlein jr., wurde 1962 hinzugefügt. In der Taufkapelle St. Kilian befindet sich der Gnadenstuhl, den Hans Steinlein 1942 nach dem Vorbild des Gnadenstuhls im Fritzlarer Dom anfertigte. Die Kapelle wurde von seinem Sohn Hans Jakob restauriert.

In **Friedberg-Ockstadt** erinnern in der von Professor Becker 1910 erbauten Jakobuskirche die Figuren des hl. Joseph und des hl. Antonius von Padua aus dem Jahre 1912 an Hans Steinlein und in **Messerich** bei Bitburg in der Eifel die Pietà in der Pfarrkirche St. Martin, die 1918/19 von ihm geschaffen wurde. Vermutlich war Steinlein auch mit Arbeiten in **Mainz** für die St. Stephans-Kirche betraut, da von dort das Gipsmodell der hl. Cäcilia von der Orgelepore für eine Ausstellung angefordert wurde. In **Kiedrich** in der St. Valentinus-Kirche sind es die vier Evangelisten an der Kanzel sowie die vier großen Figuren an den Pfeilern im Mittelschiff, St. Bonifazius, St. Georg, St. Franz von Assisi und St. Aloisius<sup>6</sup>. In der Michaelskapelle schuf er die Holzfigürchen im Triumphbogen<sup>7</sup>. Auch der Altar in der Kapelle des Valentinushauses stammt aus der Werkstatt von Hans Steinlein. In **Marienthal** ist noch eine von ihm gearbeitete Marienfigur von 1906 erhalten. In **Eltville** ist es lediglich ein Messkelch, den die Stadt Eltville dem in Eltville geborenen Limburger Bischof Augustinus Kilian 1913 anlässlich seiner Bischofsweihe stiftete. Er wurde von Hans Steinlein entworfen. Der Kelch ist neugotisch und zeigt am Fuß die beiden Kirchenpatrone Peter und Paul, St. Georg, den Patron des Bistums, St. Augustinus, den Namenpatron des Bischofs, und den Stadtpatron St. Sebastianus. Dieser Kelch ist nach dem Tod des Bischofs an die Eltviller Pfarrei zurückgekommen.<sup>8</sup>

Steinleins größtes erhaltenes Werk in Rheingau befindet sich in **Oberwalluf**. Dort wurde er mit der kompletten Ausstattung der 1903 errichte-



Abb. 3: Der Hauptaltar der Pfarrkirche St. Martin in Oberwalluf

ten Kirche betraut. Abgesehen von einigen Veränderungen, wie beispielsweise der Beseitigung des hohen Holzaufbaus am Altar, ist sie heute noch vollständig erhalten.

In Hans Steinleins Nachlass befinden sich zahlreiche Bilder von Heiligenfiguren, die in Ermangelung einer Beschriftung leider nicht einzuordnen sind. Es ist davon auszugehen, dass in verschiedenen Gotteshäusern noch weitere qualitätsvolle Werke des Meisters als unentdeckte Schätze schlummern. Sicherlich sind hier noch einige Entdeckungen zu machen.

## Quellen

<sup>1</sup>Auszüge aus der Chronik wurden freundlicherweise von Herrn Helmut Ehm zur Verfügung gestellt.

<sup>2</sup>Frank-Oliver Hahn: Die Herz-Jesu-Kirche des Architekten Lambert von Fisenne in Landsweiler-Reden. 1989, S. 202.

<sup>3</sup>Internet: www.Beckingen.de.

<sup>4</sup>Katholisches Pfarramt Hattersheim (Hrsg.): 1915–1990. Festschrift zum 75-jährigen Kirchweihjubiläum der Pfarrkirche St. Martinus in Hattersheim. Hattersheim 1990, S. 34 u. 60.

<sup>5</sup>Schreiben der Schwiegertochter, Dr. Roberta Steinlein, Kunsthistorikerin, vom 11.3.1988 an Pfarrer Frank-Oliver Hahn.

<sup>6</sup>Auskunft von Dr. h. c. Josef Staab.

<sup>7</sup>Josef Staab: Die Sankt Michaelskapelle in Kiedrich; Neue Erkenntnisse zur Kirchen- und Baugeschichte In: Nass. Ann. 104/1993, S. 88.

<sup>8</sup>Hans Kremer: Die Pfarrkirche St. Peter und Paul – Kunst, Geschichte und Bedeutung – Der Kelch des Bischofs. S. 44 f.

Sonstige Quellen: Zeitungsartikel, Briefe und Bilder aus dem Nachlass Steinlein im Eltviller Stadtarchiv.

Fotos: H. Simon, außer Abb. 2 (W. Kremer)

# Handgemalte Tapete im Bachelin-Haus, Geisenheim

## Vorbemerkung

In der Zeitschrift „Denkmalpflege und Kulturgeschichte“ (2/1998, S. 43 f.) hat Dagmar Söder, Oberkonservatorin im Hessischen Landesamt für Denkmalpflege, einen kurzen Bericht geschrieben. Unter der Überschrift „Seltene Tapete im Rheingau entdeckt“ legt sie, gestützt auf eine Expertise von Dr. Sabine Thümmel vom Deutschen Tapetenmuseum in Kassel, dar, dass es sich bei den handgemalten Papiertapeten aus dem frühen 19. Jahrhundert im sog. Bachelin-Haus, Beinstraße 9, in Geisenheim um eine „Rarität ersten Ranges“ handelt. Daraufhin wandten sich Geisenheimer Heimatforscher zusammen mit Prof. Dr. Paul Claus an die Stadt Geisenheim und regten an, das Bachelin-Haus als außergewöhnliches Kulturdenkmal zu erwerben. Bürgermeister Manfred Federhen, der Magistrat und die Stadtverordneten griffen dankenswerter Weise die Anregung auf, und nach langen, schwierigen Verhandlungen

ist das Anwesen Ende 2004 durch Kaufvertrag in das Eigentum der Stadt Geisenheim übergegangen. Die nun in enger Abstimmung mit dem Denkmalamt einsetzenden umfangreichen Restaurierungs- und Sanierungsarbeiten, die von der Denkmalpflege zudem mit erheblichen Mitteln gefördert wurden, konnten am 20. Mai 2009 mit der Eröffnung des Hauses abgeschlossen werden. In der ehemaligen Kelterhalle im Erdgeschoss ist ein Bürgerbüro eingerichtet worden, während das „Tapetenzimmer“ vom Standesamt als „Trauzimmer“ genutzt wird. Nach einer dendrochronologischen Untersuchung ist das Haus „um 1700“ erbaut worden. Die ausdauernden Bemühungen der Stadtverwaltung und die Übernahme eines Teils der Kosten in Höhe von 250.000 Euro bei Gesamtkosten von bis zu 1,4 Mio. Euro sind am 28. Juni 2010 durch die Verleihung des Denkmalschutzpreises der Landes Hessen in Schloss Biebrich als Anerkennung für die vorbildliche Sanierung des Bachelin-Hauses durch die Kommune gewürdigt worden.



Abb. 1: Bachelin-Haus mit Bürgerbüro, Beinstraße 9

Eine umfassende Dokumentation über das Bachelin-Haus, in der alle, die im weitesten Sinne mit dem Objekt zu tun hatten (Vorbesitzer, Stadtverwaltung, Bauforscher, Architekt, Restauratoren, Kunsthistoriker u. a.) zu Wort kommen sollen, wird als Band 10 in der Reihe „Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim“ erscheinen. Der folgende Beitrag ist eine erste Bestandsaufnahme, in der an ausgewählten Beispielen wesentliche Aspekte der



Abb. 2: Plakette für den Hessischen Denkmalschutzpreis 2010

Wandgestaltung erörtert werden. Die Verfasserin hat ihre Dissertation<sup>1</sup> „Historische Tapeten von 1700 bis 1840 in Hessen“ 2005 bei Prof. Dr. Dr. Gottfried Kiesow geschrieben und ist insofern die ausgewiesene Spezialistin für das vorliegende Thema. M. L.

Über die ehrwürdige Eichentreppe gelangt der Besucher in den ersten Stock des Bachelin-Hauses und betritt linkerhand das ehemalige Wohnzimmer. Überrascht bleibt er stehen: Dem Auge bietet sich ein heiteres Ambiente, hervorgerufen durch Vasen und Körbe mit bunten Blumensträußen und Früchten auf schlanken grünen Ständern.



Abb. 3: Tapetenzimmer, NO-Seite

Die Wandbemalung aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde auf Papier gemalt, und somit sprechen wir hier von einer „handgemalten Papiertapete“. Bis heute ist sie die älteste in einem bürgerlichen Haus bekannte in ganz Deutschland. Individuelle familiengeschichtliche Umstände der früheren Hauseigentümer haben dazu geführt, dass die Tapete erhalten geblieben und nicht einer Renovierung zum Opfer gefallen ist. Dass das Papier – inzwischen ca. 190 Jahre alt – nicht zerfallen ist, spricht für seine gute Qualität.



Abb. 4: Tapetenzimmer, SW-Seite

### Die Gliederung des Raumes

Die beiden Außenwände im Süden und Westen sind durch je zwei Fenster unterbrochen, die helles Tageslicht in den Raum lassen. Die mit Spiegeln verzierten Felder zwischen den Fenstern lassen den Raum größer erscheinen. Die beiden anderen Wände werden durch eine bzw. zwei Türen unterbrochen. Fenster und Türen geben die Einteilung der Wandfelder vor: Die Eingangstür unterteilt die Ostwand (Wand I) in zwei Felder mit Fruchtkörben. Im Uhr-

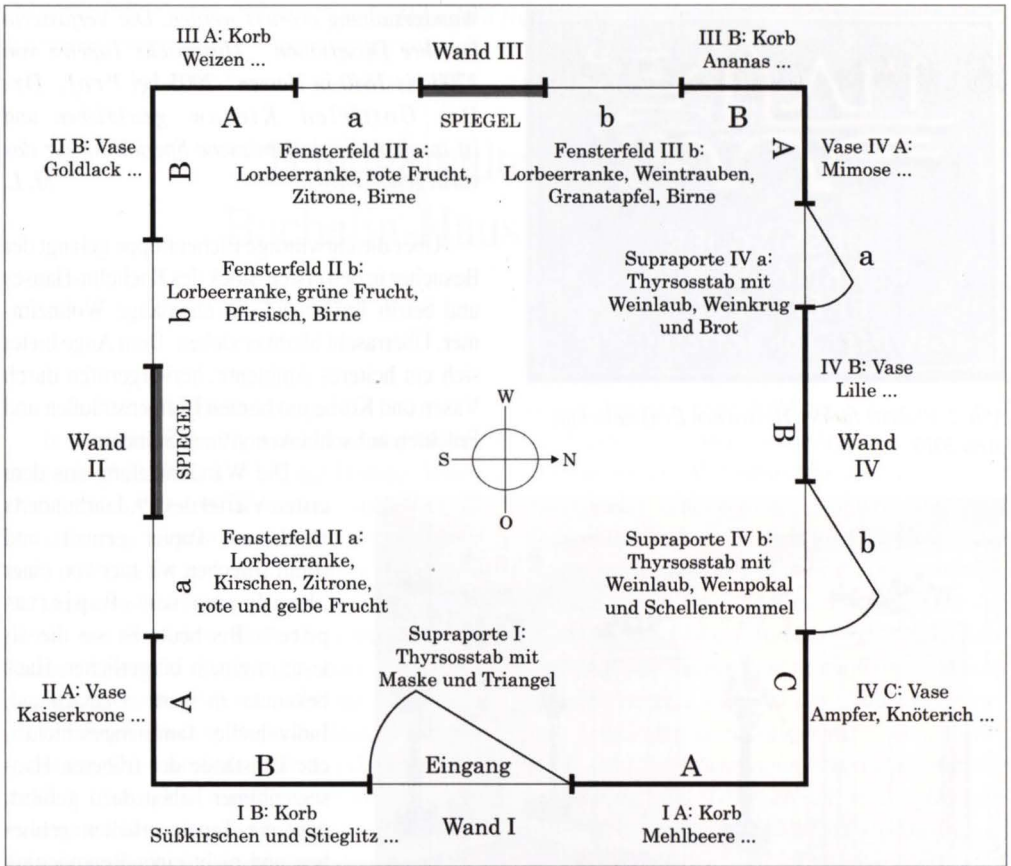


Abb. 5: Grundriss des Tapetenzimmers mit den Schmuckelementen (o. Maßstab)

zeigersinn schmücken die Süd wand (Wand II) zwei Blumenvasen. Gegenüber der Eingangstür blickt man auf die Westwand (Wand III) mit zwei Fruchtkörben. Von der Nordwand (Wand IV) führen zwei Türen nach außen, die wegen der neuen Nutzung des Raumes durch das Standesamt geschlossen bleiben. Kurz zusammengefasst sind die Schmalseiten mit Körben und die Längsseiten mit Vasen bemalt.

### Das Dekorationsschema

Wir wissen, dass jede Tapetenmalerei (im weiteren Sinne jede Malerei und jedes Muster) etwas vortäuscht, also ein Abbild ist. Die Dekoration im Bachelin-Haus folgt stets dem gleichen Muster: Jedes Feld – in unterschiedlicher Breite – erhält eine seitliche Begrenzung von je zwei schmalen,

leicht vorspringenden Pilastern mit Basis und Kapitell. Der obere Teil des Wandfeldes wird ausgefüllt durch eine schlichte Blattranke, deren Enden über Ziernägeln nach unten hängen. Die Mitte des Gehänges wird durch ein vegetables Rankenornament betont. Die Pilasterkapitelle tragen einen umlaufenden Stuckfries, der bis zur Decke reicht. Dessen Muster zeigt zwei gegenläufig eingerollte Pflanzenspiralen, die in einer Blume enden. Der Fries ist nicht handgemalt, sondern besteht aus einer handgedruckten Tapetenbordüre.

Der Raum ist umstellt von metallenen, grünen Blumenständern, die jeweils in die Mitte jedes Wandfeldes platziert sind. Sie stehen auf einem marmornen Sockel mit dunklerer Abdeckplatte, wobei die zierlichen, ornamental gebogenen Füßchen etwas über



Abb. 6: Dekorationsschema der einzelnen Gestaltungsflächen (Korb IA Mehlbeeren etc.)

den Rand hinausragen. Die untere Hälfte des Ständerschaftes ist mit einem Blattornament verziert, er verjüngt sich nach oben und wird dort mit einem Schaftring verziert, um dann in einer tellerförmigen

Standfläche zu enden. Auf diesen Flächen stehen die Blumenvasen bzw. Fruchtkörbe. Die Wände erhalten Plastizität durch seitliche Schatten, deren Lichtquelle der Sonneneinstrahlung entspricht.

Die Wanddekoration wird ergänzt durch drei Supraporten (I: Thyrsosstab mit Maske und Triangel; IV a links: Thyrsosstab mit Weinlaub, Weinkrug und Brot; IV b rechts: Thyrsosstab mit Weinlaub, Weinpokal und Schellentrommel). Unter den Fenstern sind vier, gleichfalls auf Papier handgemalte Fensterfelder (II a links: Lorbeerranke mit Kirschen, Zitrone sowie roter und gelber Frucht; II b rechts: Lorbeerranke mit grüner Frucht, Pfirsich und Birne; III a links: Lorbeerranke mit roter Frucht, Zitrone und Birne; III b rechts: Lorbeerranke mit Weintrauben, Granatapfel und Birne).

### Beschreibung der Tapetenbahnen

Bis 1830 hatte man technisch noch nicht die Möglichkeit, Endlospapier herzustellen. Die aneinandergeliebten Papierbögen von ca. 60 x 50 cm im Geisenheimer Bachelin-Haus liefern den eindeutigen Beweis für eine frühere Datierung.

### Ostwand

**I A, Korb:** Mehlbeere, Berberitzen, blaue und grüne Weintrauben, Äpfel, Birnen, Walnüsse, Mandeln, Pflaume.

**I B, Korb:** Süßkirschen (rote, schwarze und gelbe), Johannisbeeren (rote und weiße), Stachelbeeren, weißer Rettich, weißer Spargel, Radieschen, Teltower Rübchen/Rübstiel mit zusammengebundenem Grün, weiße, rote und gelbrindige Rüben, Schalotten, Birnen, Pflaumen, Basilikum; Distelfink auf Stachelbeerzweig.

### Südwand

**II A, Vase:** Kaiserkrone, Iris, Osterglocke, Narzissen, Tulpen, Primeln, Porzellanblümchen (?), Blauglöckchen, Hasenglöckchen oder Waldhyazinthe, Vergissmeinnicht, Sommeraster (zwei hellblaue Blüten am Vasenrand).

**II B, Vase:** Goldlack, Vielblütiger Weißwurz, Levkoje, Deutzie, Maiglöckchen, Ranunkel, Pfingstrosen, Hortensie weiß/blau, Wiesen-Schlüsselblume, Acker-Stiefmütterchen.



Abb. 7: Supraporte I: Thyrsosstab mit Maske und Triangel



Abb. 8: Fensterfeld II a: Lorbeerzweig mit Kirschen, Zitrone sowie roter und gelber Frucht



Abb. 9: Fruchtkorb I B: Süßkirschen (rote, schwarze und gelbe), Johannisbeeren (rote und weiße), Stachelbeeren, weißer Rettich, weißer Spargel, Radieschen, Teltower Rübchen/Rübstiel mit zusammengebundenem Grün, weiße, rote und gelbe Rüben, Schalotten, Birnen, Pflaumen, Basilikum; Distelfink auf Stachelbeerzweig

## Westwand

**III A, Korb:** Weizen, Roggen, Reineclauden, Mirabellen, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen/ Frühzwetschgen, Birnen, grauer Rettich, Gurken, Stiel-Mangold, Apfel, Erdbeeren.

**III B, Korb:** Ananas, Mirabelle oder Wildaprikose, Birnen, Apfel, Aprikose, Pfirsich, Pflaume, Reineclauden, grüner Kürbis, blaue Weintrauben, schwarze Olive.

## Nordwand

**IV A, Vase:** Mimose/ Rührmichnichtan, Sonnenkind/ Mädchenaugen, Tulpen, Iris, Akelei, Pfeifenstrauch/falscher Jasmin, Winde, Zierquinte, Flieder, Jungfer im Grünen, Schneeball, kleine weiße Alpenveilchen, Geißblatt (2 Sorten), Portulak.

**IV B, Vase:** Lilie, Gartennelke, Blauer Eisenhut, Fenchelblatt, Edeldistel, einige Rosensorten, Cosmea/Schmuckkörnchen, Edelwicke, geschlitzter Mohn, Trollblume.

**IV C, Vase:** Ampfer-Knöterich, Aster, rosa Schafgarbe, Herbstmargerite/Chrysanthe, Astern, Rosen, Dahlien, Tagetes, Prunkwinde, Gartenchrysanthenen.

## Kunstgeschichtlicher Exkurs

Vergleiche mit anderen Tapeten sind mangels Masse nicht möglich. Eine Rokoko-Handdrucktapete mit Blumen und Rocailles aus der Zeit um 1760 befand sich bis 1930 im Kloster Nothgottes unweit Rüdeshaims. Tapetenreste des Bachelin-Hauses (evtl. aus dieser Zeit) sind in einem Schaukasten im Treppenhaus aufgehängt. Im Klassizismus weicht das Bewegte einer Wand



Abb. 10: Blumenvase II A: Kaiserkrone, Iris, Osterglocke, Narzissen, Tulpen, Primeln, Porzellanblümchen(?), Blauglöckchen, Hasenglöckchen oder Waldhyazinthe, Vergissmeinnicht, Sommeraster (zwei hellblaue Blüten am Vasenrand)



dem Geordneten, in Felder eingeteilten, heute noch *in situ* im ehemaligen von Leiningen'schen Schloss in Guntersblum (Rheinessen) nachvollziehbar. Dessen Handdrucktapeten der französischen Manufaktur Réveillon wurden um 1785 auf vorher gespannte Leinwand sorgfältig aufgezogen, was zu ihrer Erhaltung beigetragen hat.<sup>2</sup> Wanddekorationen aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts finden wir im nahegelegenen Schloss Reinhartshausen in Erbach. Der Festsaal wurde um 1825 im pompejanischen Stil ausgemalt mit Blumenvasen und Grottesken zwischen Pilastern in *stucco lustro*. Papiertapeten aus dieser Zeit gibt es im nahen Brentanohaus in Winkel, sie sind jedoch handgedruckt. An dieser Stelle kann man fragen, warum im Bachelin-Haus nicht auch Handdrucktapeten verwendet wurden. Die weltberühmten französischen Réveillon-Tapeten, auch jene anderer Manufakturen, sind sehr teuer gewesen und kosteten etwa so viel wie Stofftapeten. Außerdem konnten individuelle Dekorationswünsche nur durch einen beauftragten Maler erfüllt werden. Wir sind sehr froh über die seinerzeit in Geisenheim getroffene Entscheidung zugunsten einer handgemalten Tapete, die heute ein wichtiges individuelles zeit- und kulturgeschichtliches Dokument darstellt.

Ideen zur Raumfassung und zur Bemalung konnte man sich damals u. a. aus dem „Journal des Luxus und der Moden“ holen. Im Jahre 1807 findet man die Dekoration einer Fensterwand mit Spiegeln, ähnlich jener im Bachelin-Haus.<sup>3</sup> 1808 wird ein „Silbergefäß“ abgebildet, dessen Schaft unseren Vasenständern ähnelt<sup>4</sup>. Die typisch klassizistischen

Abb. 11: Fruchtkorb III B: Ananas, Mirabelle oder Wildaprikose, Birnen, Apfel, Aprikose, Pfirsich, Pflaume, Reineclauden, grüner Kürbis, blaue Weintrauben, schwarze Olive



Abb. 12: Blumenvase IV A: Mimose/Rührmichnichtan, Sonnenkind/ Mädchenauge, Tulpen, Iris, Akelei, Pfeifenstrauch/falscher Jasmin, Winde, Zierquitte, Flieder, Jungfer im Grünen, Schneeball, kleine weiße Alpenveilchen, Geißblatt (2 Sorten), Portulak

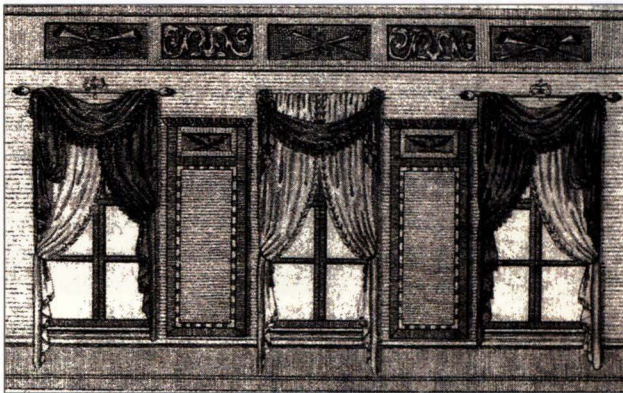


Abb. 13: Dekoration einer Fensterwand mit Spiegeln (Journal des Luxus und der Moden, 1807)

Ziegenköpfe an unseren Vasen entsprechen dem Geschmack der Zeit. Ein Silbergefäß wurde seitlich mit zwei Widderköpfen verziert<sup>5</sup>.

Die Blumen- und Früchtemalerei war und ist immer beliebt, denken wir nur an die wunderbaren Stillleben. Wandflächen oberhalb offener Kamine bemalte man mit Blumenarrangements, später fertigten Tapetenfabriken dieselben auf Papier zum Aufkleben, beides ist zum Beispiel im Weilburger Schloss zu sehen. Der Blumen- und Früchtemaler der Geisenheimer Tapete stellt die Farben genial gegeneinander, gibt die Arrangements derart naturgetreu wieder, dass man sie mit Händen greifen möchte. Derartige Tapeten-Stillleben aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts sind einmalig, und man darf der Stadt Geisenheim gratulieren zu ihrem Mut, keine Kosten gescheut zu haben, dieses Kleinod restaurieren zu lassen, was nun mit dem Hessischen Denkmal-schutzpreis 2010 belohnt wurde.

### Der Tapeziervorgang im Bachelin-Haus

Nach dem Zusammenkleben der einzelnen Papierbögen wurden die Vasen- und Korb-Arrangements vorgezeichnet (einzelne Bleistiftmarkierungen sind noch vorhanden), dann farbig sorgfältig nach einer Vorlage gemalt und als Tapetenbahn aufgeklebt. Wahrscheinlich wurden die Pilasterkapitelle zu einem späteren Zeitpunkt dazu geklebt. Unregelmäßigkeiten der einzelnen Felder lassen dies vermuten.<sup>6</sup> Es ist auch anzunehmen, dass mindestens zwei Künstler die Malereien ausführten.

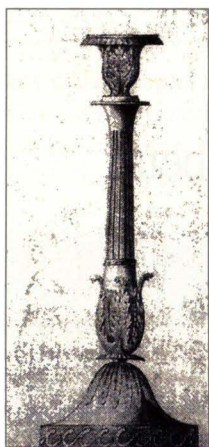


Abb. 14: „Silbergefäß“ (*Journal ...*, 1808)

Abb. 15: „Silberschale mit Widderkopf“ (*Journal ...*, 1808)

### Die Blumensprache im Biedermeier

Vermutlich stammt die Kunst der Blumensprache aus dem spätantiken Persien und gelangte von dort in die orientalischen Serails des Mittelalters. Lady Mary Wortley Montagu (1689–1762) bereiste die Türkei, fand Zutritt in Harems und entdeckte dort diese Form subtiler Sprache. „Selam“ hieß sie dort, nach *Selamik* (türk.), was den öffentlichen Teil eines Gebäudes außerhalb des Harems bezeichnet. Selam, ein Alphabet der Blumenarten und -farben, umfasste auch die Form des Arrangements und ein umfangreiches, kompliziertes Zeichensystem, mit dem man sich sogar auf Uhrzeiten einigen konnte. Montagus „Briefe aus dem Orient“ (1718), die von dieser Kunst berichten, lösten in der höfischen Kultur Europas eine Mode aus, die später unter dem Begriff „Blumensprache“ kursierte. Ein Standardwerk dazu gab es nie, doch großen Einfluss gewann Charlotte de la Tour (Pseudonym für Louise Cortambert) „Les Emblèmes des fleurs“ (1816). Dieser Weltbestseller verbreitete die Blumensprache in allen Kreisen. Sie hat nichts mit klassischer Symbolik zu tun.<sup>7</sup>

Durchblättert man die sich mit der Blumensprache befassende Literatur, fällt auf, dass es unterschiedliche Bedeutungen einer bestimmten Blume gibt. So war es nötig, dass beide Partner denselben Code kannten. Dem Auftraggeber der Tapete im Bachelin-Haus war höchstwahrscheinlich die Blumensprache vertraut, denn anhand

deren Interpretation leuchtet es ein, dass der Anlass eine Hochzeit im Hause gewesen ist. Man spürt förmlich das Geplänkel zwischen den Liebenden, das schließlich in der Hochzeit im Jahre 1818 gipfelte. Die Blumensprache jeder Blume und Frucht zu beschreiben würde den Rahmen an dieser Stelle sprengen und muss einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

### Quellen

<sup>1</sup>Hutzenlaub, Hildegard: Historische Tapeten in Hessen von 1700 bis 1840. Diss., Univ. Frankfurt, 2005 (Volltext mit reicher Bebilderung im Internet).

<sup>2</sup>Hutzenlaub, Hildegard, Diss. Frankfurt/M. 2004, S. 32

<sup>3</sup>1786–1827, Kuhles, Doris u. Standke, Ulrike: Analytische Bibliographie Bd. 2. *Journal des Luxus und der Moden* 1807, Abb. 06965, Fensterdekoration mit Spiegeln.

<sup>4</sup>ebda: 1808: Silbergefäß, Abb. 07115.

<sup>5</sup>ebda: Silberschale mit Widderköpfen (Ausschnitt), S. 1277.

<sup>6</sup>Lt. Restaurator Gerhard Möhnle, Kronberg.

<sup>7</sup>Zerling, Clemens: *Lexikon der Pflanzensymbolik*, 2007.

Fotos: M. Laufs, außer Abb. 3: C. Krienke, LfDH. und Abb. 5 (Grundriss): T. Laufs.

# Das Bernard van Orley zugeschriebene Tafelbild im Rheingauer Dom

## Ein neuer Interpretationsansatz

Der Rheingauer Dom, die Geisenheimer Pfarrkirche „Heilig Kreuz“, birgt im rechten Seitenschiff ein kostbares spätgotisches Tafelbild, das bei seiner Entgegnahme 1845 durch Pfarrer und Kirchenvorstand als Werk des niederländischen Malers *Bernard van Orley* (1491/92–1542) bezeichnet wurde. In den Kompendien der Kunstdenkmäler von *Herchenröder* und *Dehio* gilt es jedoch als „vorzügliches mittelrheinisches, wohl mainzisches Werk“ aus der Zeit um 1500.<sup>1</sup> Das große 1,60 m hohe und 1,20 m breite Gemälde schlägt den Betrachter durch seine außergewöhnliche Bildgestaltung sofort in Bann und hält ihn fest, da sich ihm bei nur flüchtigem Eindruck ein Zusammenhang der Komposition nicht erschließt. Um ihn bemüht sich der folgende Beitrag, der von den knappen Anmerkungen in den genannten Werken abweicht. Einer eingehenden kunsthistorischen Interpretation durch einen Experten mit Klärung des Urhebers wäre das Werk durchaus würdig.

### Die Komposition der Bildtafel

Ins Auge fällt der triptychonartige Aufbau: Zwei hohe, sehr schmale Strebepfeiler mit Basis und Kapitell säulenartig ausgebildet, ermöglichen es, im Vordergrund ungleichzeitige Szenen aus den Anfangsberichten des Evangeliums getrennt, aber doch dicht nebeneinander aufzureihen. Ein flacher Zierbogen am oberen Bildrand, der von den beiden Pfeilern getragen wird, überspannt mit seinem vergoldeten, schwungvollen Akanthusblattwerk die Dreiteilung der Bildtafel in voller Breite. Dahinter gibt er den Blick frei in die Tiefe einer gotischen Kirchenhalle mit Maßwerfenstern und einem ebenfalls das Ganze übergreifenden, verbindenden

hellen Steinrippengewölbe. Zwei der Szenen im Vordergrund erscheinen wie in Seiten- und Mittelschiff der Kirche platziert, während der Raum der rechten Szene durch einige Abwandlungen wie eine Vorhalle wirkt. Hoch in der Mitte des Gewölbes, vor dem Chor im Mittelschiff und damit an exponierter Stelle, zeigen zwei Engel auf einem ausgebreiteten Tuch das eingeprägte Antlitz Jesu, der eindringlich, mit weit geöffneten Augen den Betrachter anblickt. Er erscheint als der erhabene Messias, feierlich, in ikonenhafter Gestaltung. Seine Abbildung auf dem Tuch, das Schweiß Tuch der Veronika symbolisierend, weckt im Betrachter jedoch zugleich das Bild des Leidenden, es geht sozusagen in den Anblick des Messias mit ein. Als Kontrast dazu erscheinen die im Vordergrund dargestellten Szenen um das Jesuskind. Frage ist, gibt es eine innere Verbindung, eine einigende Thematik für diese Zusammenstellung auf der gleichen Bildtafel

### Die Szenen im Vordergrund und ihre Symbolik

Die Reihe beginnt im rechten Teil des Triptychons mit einer dicht gedrängten Personen-Gruppe, der Anbetung der „Drei heiligen Könige“. In ehrfurchtsvoller Haltung huldigen sie dem Kind auf dem Schoß seiner Mutter mit kostbaren Geschenken. Indem ihre Gestalten, wie es sich in der darstellenden Kunst herausgebildet hat, sowohl verschiedene Lebensalter als auch verschiedene Volkszugehörigkeit verkörpern, machen sie die umfassende Bedeutung des Messias sinnfällig. Als „Epiphanie“, „Erscheinung des Herrn“, verleiht die kirchliche Liturgie der Feier des Geschehens höchsten Rang. Ohne einen Bruch mit

dem räumlichen Gesamteindruck hervorzurufen, variieren Vorder- und Hintergrunddarstellung des Bildabschnittes. Den Kirchenfenstern auf der Gegenseite entsprechen die breiten Arkaden mit massiverer Pfeiler- und Kapitellgestaltung. Sie ermöglichen den Blick hinaus über das nahe Hirten-

feld in unbekannte Weite, aus der die drei Weisen gekommen sind.

In der mittleren Szene zeigt Maria in demütiger Haltung ihr Kind einer matronenhaft wirkenden älteren Frau, die sich unter einem Baldachin niedergelassen hat, ein aufgeschlagenes



Abb.1: Das triptychonartige Tafelbild im Rheingauer Dom zu Geisenheim

Buch auf ihrem Schoß. Über ihr schwebt eine Taube, das Symbol des Heiligen Geistes. Mehrere, auf verschiedenen Instrumenten musizierende Engel preisen das erschienene Kind. *Herchenröder* beschreibt die Mitte des Triptychons folgendermaßen und benennt mit den Figuren auch gleich die Frauen im linken Feld: *In der Mitte heilige Anna, thronend, mit Maria und Christuskind, von Engeln umgeben, darüber – von schwebenden Engeln gehalten – das Schweißstuch der Veronika. Links stehend die Hll. Helena und Justina.*

Diese Zuordnung der Personen gibt allerdings Rätsel auf, zumal ein Deutungszusammenhang mit dem Ganzen weder erwähnt noch erkennbar ist. Wieso Anna, die Mutter Marias, in dem sakralen Raum? Und wieso mit den Attributen einer Seherin, mit den Symbolen des Heiligen Geistes und des Leidens über sich – eine in den Anna-Selbdritt-Darstellungen unbekannt Kombination, wie verschiedene Kunstkenner bei der Betrachtung des Bildes gleich anmerkten: Hat nicht der Künstler für seine Darstellung vielmehr ein weiteres Geschehen aus den Anfangsberichten des Evangeliums ausgewählt, in dem das Kind wieder als der verheißene Messias erscheint, nämlich die Darstellung Jesu im Tempel, der hier in Form einer gotischen Kirche vergegenwärtigt wird? Welchen Sinn sollte sonst der das Bild beherrschende sakrale Raum als Hintergrund haben? Alle zur Gestaltung verwendeten Symbole entsprechen dem Bericht des Evangelisten Lukas (Lk. 2.36 ff.): Der Geist ist es, der die prophetischen Menschen Simeon und Hanna zu der Begegnung in den Tempel führt. Sie preisen in dem Kind den Messias, und sie sagen zugleich sein Leiden voraus.

Die Textperiode hat der Maler in der Szene mit der Prophetin Hanna verdichtet. Als hochbetagte Witwe, wie sie auch erscheint, habe sie sich, Gott dienend, ständig im Tempel gehalten, was evtl. durch den Thron, an den Weisheitsthron Salomons erinnernd<sup>2</sup>, angedeutet wird. Vor dem Baldachin über ihr schwebt der Geist, der ihr Erkenntnis verleiht. Was Hanna in dem aufgeschlagenen Buch auf ihrem Schoß, der Schrift mit der Weissagung der Propheten, hat lesen können, z.B. die Vorhersage von dem „Gottesknecht“ als „Mann voller Schmerzen“ (Jes.53), teilt sie

durch die symbolische rote Nelke mit. Behutsam, beinahe zurückhaltend, zeigt sie die Blume dem Jesuskind, sein Leiden damit ankündigend. Aufmerksam neigt sich das Kind, sich vom Arm der Maria lösend, ihr zu und streckt wie mit schützend der Geste sein Ärmchen danach aus. Auch die wie zufällig hingestreuten roten Rosen bestätigen in der Sprache der Malerei den prophetischen Hinweis der Hanna. Rosen standen in der jahrhundertalten Rosenkultur und -symbolik für Schönheit und Liebe und sind gleichzeitig Sinnbilder der Vergänglichkeit und des Todes gewesen.<sup>3</sup> Im Christentum wurden Rose und Rosenkranz Symbole des Martyriums, Hinweise auf die Wundmale des Gekreuzigten. Mit der Nelke zusammen ist ihre Zahl fünf auf dem Bild sicher nicht zufällig.

Das letzte Feld des Triptychons führt das Thema der Weissagung von Jesu Leiden weiter. Es zeigt, wie die an Maria gerichteten Worte Simeons sich bewahrheiten: „Dir selbst aber wird ein Schwert durch die Seele dringen“ (Lk. 2.35). Die vom Maler wiedergegebene Symbolik der Aussage, das auf ihre Brust zielende Schwert, erhält durch das Kreuz, das hinter ihr aufragt, den realen Bezug. Sie weist darauf hin, empfängt es und trägt es in verwundeter Seele, wie die verschiedenen Gesten ihrer Hände ausdrücken. In der oben zitierten Beschreibung des Triptychons wird in der einen Figur dieses Bildteils statt der Mutter Jesu die Märtyrerin Justina (von Padua) gesehen, eine Zeitgenossin der hl Helena, die bei ihrer Hinrichtung von einem Schwert durchbohrt wurde. Doch der gleich grüne Umhang, der Maria auch in den anderen Szenen einhüllt, gar mit dem Goldstreifen versehen wie auf dem ersten Bild, identifiziert sie m.E. schon äußerlich, ebenso ihre würdevolle, eben „madonnenhafte“, Erscheinung in einem liturgisch anmutenden Gewand.<sup>4</sup> Sie ist „gestaltet wie eine östliche Ikone“. Der Künstler hat „bewusst den Typus der Marienikone benutzt, um die Verbindung zur „Vera Ikon“ (auf dem Schweißstuch) auch äußerlich herzustellen“, so die Kunsthistorikerin *Elisabeth Vollmer* in einer persönlichen Mitteilung. Ähnlich wie die goldenen sog. Jungfrausternchen auf dem Schleier die Marienikonen als solche kennzeichnen, hat der Maler – in der Form nicht mehr genau erkenn-

bare – goldene Blümchen auf ihr Kleid gestreut. Maria wird in diesem Bildteil auffallend hervorgehoben. Die Gestaltung weist ihr eine besondere Rolle im Heilsgeschehen zu, sie hat teil an dem Leiden ihres Sohnes. Äußerlich stellen ihre samtgrünen Gewänder eine wohltuende Farbverbindung der drei Szenen dar; in einem rhythmischen Bogen schließen sie die Felder nach unten ab.

Von der Aura der Marienfigur unterscheidet sich die zweite Gestalt im dritten Bild, die oben als hl. Helena bezeichnete vornehme Frau. Wie durch eine Tür und über zwei Stufen scheint sie seitlich hinzugetreten mit dem von ihr aufgefundenen Kreuz Christi und den sein Martyrium bezeugenden großen Nägeln in ihrer Hand. Der Zeitsprung von Maria zur hl. Helena, der allerdings sehr jugendlich gezeichneten Mutter Kaiser Konstantins, ist jedoch mit der weitgehend symbolischen Gestaltung, die der Künstler für die Aussage seines Werkes gewählt hat, vereinbar. In einer kurzen Vorstellung des Tafelbildes in den „Rheingauischen Heimatblättern“<sup>5</sup> sieht der Verfasser in der Figur die hl. Magdalena, die entsprechend dem Bericht der Evangelien auch sehr häufig mit Maria unter dem Kreuz dargestellt wird.

### **Die Thematik der Komposition**

Das Leiden des Messias in der prophetischen Voraussage bei seinem Erscheinen und seine Erfüllung ist wohl die christliche Botschaft, die der Künstler in seinem Symbolbild thematisiert hat. Damit erhalten die verschiedenen Szenen des Triptychons Bezug zu dem sie überragenden doppelten Symbol, dem siegreichen Christus auf dem Schweißstuch der Veronika, der dem Betrachter in der Kirche „Heilig Kreuz“, dem Rheingauer Dom, kundtut, dass er sein Erlösungswerk vollzogen hat.

### **Die Gestaltung der Thematik im Einzelnen:**

**Rechts:** Erscheinung des Messias mit Hinweis auf seine Bedeutung für die Menschen jeden Alters, für alle Völker, Rassen und Stände.

**Mitte:** Erkennen des erschienenen Messias bei der Darstellung im Tempel, Vorhersage seines Leidens durch den Hl. Geist in der Bibel und aktuell durch prophetische Menschen.

**Links:** Annahme und konkrete Erfüllung der Leidensprophetie.

**Oben:** Vollendung des Erlösungswerkes, verkündet durch den erhabenen Christus auf dem Schweißstuch.

### **Die ungeklärten Fragen zu dem Künstler und dem Weg des Kunstwerks nach Geisenheim**

Das Pfarrarchiv bewahrt umseitige Urkunde, auf die aber in den genannten kurzen Beschreibungen der angegebenen Literatur ein Hinweis fehlt. Hätte ihre Kenntnis zu anderer Interpretation und Zuordnung geführt? Mit dem Text nicht vereinbar ist z.B. die bisherige Deutung der Personen-Gruppe in der Mitte als Anna Selbdritt, da in den ersten Textperioden der Heiligen Schrift, die Pfarrer Kneisel als Gegenstand des Bildes angibt, wie überhaupt im Evangelium die Mutter Marias nicht genannt wird. Auch wenn er sich in der thematischen Bestimmung des Werkes geirrt haben kann, bleibt die Frage, wieso das Bild in der Empfangsurkunde als das Werk Bernards van Orley angegeben wird. Gab es eine Signatur, die auch noch Duchscherer, der ehemalige Leiter und Organisator des Brömserburg-Museums in Rüdesheim und somit nicht unerfahren im Umgang mit Kunstwerken, auf dem Gemälde gesehen haben muss, sogar mit der genauen Jahreszahl der Entstehung des Werkes, wenn er in der genannten knappen Darstellung angibt: *Es trägt den Namenszug des Bernard van Orley (Barend van Brüssel) mit der Jahreszahl 1531?* Die Holztafel des Bildes – viele Bilder Orleys sind auf Holz gemalt – ist im Laufe der Zeit in einige ungleiche Brettbahnen gerissen, so dass einige Restaurierungen notwendig waren. In dem Bericht über die letzte Sicherung des Werkes durch das Hessische Landesamt für Denkmalpflege schreibt Peter Weller-Plate 2002, dass Sägespuren an der linken und rechten Bildkante darauf hinweisen, dass das Bild verkleinert worden ist.<sup>6</sup> Die abrupte Durchschneidung der beiden, nur in Nabsicht rechts am Bildrand noch erkennbaren Tierköpfe von Ochs und Esel, die an einem Fenster dem Geschehen zuschauen, könnte das bestätigen. Naheliegender ist also die Frage, ob bei einer früheren Einpassung in einen Rahmen die Signatur verloren ging. Hilfreich wäre sicher

Indem der unterzeichnete Kirchen-Vorstand  
 der Mademoiselle Aloysia Biegen  
 das für die Kirche in unsere Pfarrkirche  
 gütigst geschenkte, werthvolle und kostbare  
 Bild - darstellend die drei Anfangs-  
 perioden der heiligen Geschichte, gemalt  
 von Bernard von Orley, im Namen der  
 hiesigen Pfarr-Gemeinde den verbindlichsten  
 Dank abgibt, giebt zugleich die Versicherung,  
 daß vorerwähntes Bild nie verkauft oder  
 vertauscht werden soll, sondern zu ewigen  
 Zeiten in besagter Kirche aufgehängt  
 bleibe, und falls das Marienthaler  
 Gnadens-Bild wieder seiner ursprünglichen  
 Stiftung zurückgegeben wird, an dessen  
 Stelle in dem Altare angebracht werden  
 soll.

Geisenheim, den 15ten  
 December 1845  
 Der Kirchen-Vorstand zu  
 Geisenheim  
 Kneisel Pfarrer  
 Schütz, Frömmesser

Abb. 2: Empfangsbestätigung des Kirchenvorstandes vom 15. Dez. 1845: Indem der unterzeichnete Kirchen-Vorstand der Mademoiselle Aloysia Biegen dahier für das unserer Pfarrkirche gütigst geschenkte, werthvolle und kostbare Bild - darstellend die drei Anfangsperioden der heiligen Geschichte, gemalt von Bernard von Orley - im Namen der hiesigen Pfarr-Gemeinde den verbindlichsten Dank abgibt, giebt zugleich die Versicherung, daß vorerwähntes Bild nie verkauft oder vertauscht werden soll, sondern zu ewigen Zeiten in besagter Kirche aufgehängt bleibe, und falls das Marienthaler Gnadens-Bild wieder seiner ursprünglichen Stiftung zurückgegeben wird, an dessen Stelle in dem Altare angebracht werden soll. Geisenheim, den 15ten December 1845 Der Kirchen-Vorstand zu Geisenheim Kneisel Pfarrer Schütz, Frömmesser

auch eine Untersuchung, ob die auffallend dekorative Gestaltung der Brokatgewänder der Frauen mit Ausnahme Marias und – wenn auch lädiert – die zweier Könige sowie des Behangs vor dem Thron mit den umfangreichen Arbeiten Orleys für eine Tapisseriemannufaktur, seinen Entwürfen für Bildteppiche, vergleichbar ist.<sup>7</sup> So tritt das in der Gotik wie der Renaissance beliebte Ornament des

aufgesprungenen Granatapfels, in der Gestaltung verbunden mit Distel- und Rosenblattmotiven immer wieder auf, auch auf dem Quastenkissen neben der Hanna. Eigenartig in der Gestaltung, evtl. mit Renovierungen oder Überarbeitungen erklärbar, sind z.B. die Darstellungen der Maria in der Mitte, der Kapitelle der vorderen Säulen oder die Zeichnung einiger Hände.

## Ungeklärt bleibt auch die zweite Frage.

Trotz der Namensnennung der Stifterin *Made-moiselle Aloysia Biegen* in der Empfangsurkunde bleibt die Herkunft des Kunstwerks dunkel. Im Stammbaum der angesehenen Familie Biegen im Familienbuch der Pfarrei Geisenheim<sup>8</sup> taucht sogar der Name *Aloysia* mehrfach auf, allerdings nur einmal ohne weitere Vornamen wie in der Urkunde. Der Familienvater *D. (Dominus) Raimund Biegen, mercator* und *tabernarius*, „Kaufmann und Herbergswirt“, war von Oestrich nach Geisenheim gekommen. Während *Aloysia* (geb. 1781) unverheiratet blieb, stellten die ehelichen Verbindungen ihrer Geschwister Beziehungen nach Mainz her, die für die Herkunft des Tafelbildes bedeutungsvoll sein könnten. Noch bevor der kurfürstliche Hof aufgelöst wurde, heiratete eine Schwester den gebürtigen Mainzer *D. Jo. Francisco Gaergens, Medicinae Doctore et tit. Consiliario aulico*. Auch ihr Bruder *Joseph*, wie der Vater *tabernarius* in Geisenheim, dessen Unterschrift neben denen der Ortsvorsteher in amtlichen Schreiben auftaucht, ist mit einer Mainzerin, *Barbara Gerster*, verheiratet. Sollte deren Tochter *Cath. Mar. Aloysia*, geb. 1822, die Stifterin sein – ihr letzter Name gilt durch Unterstreichung wohl als Rufname – wäre sie bei der Schenkung allerdings noch ungewöhnlich jung gewesen. Die Frage liegt nahe, ob das Bild aus Mainz stammt, möglicherweise durch den *consiliario aulico* (Hofrat) vermittelt, oder auch mit Hilfe des *mercator* und *tabernarius* erworben. Durch die Säkularisation 1803 ff. war so manches sakrale Kunstwerk auch der Rheingauer Klöster heimatlos geworden.

Durch die Stifterin hat das symbolträchtige Tafelbild im Rheingauer Dom, gerade als er in neuer architektonischer Schönheit außen und innen vollendet war, einen ihm angemessenen Platz gefunden, nicht nur als stilgerechtes Kunstwerk, sondern auch zur stillen Mitverkündung der Botschaft, die vom Kirchennamen ausgeht: *Heilig Kreuz*. Mit dem Wunsch der Stifterin verbindet sich auch heute die nicht gerade bescheidene Hoffnung seiner Erhaltung *zu ewigen Zeiten*.

## Quellen

<sup>1</sup>M. Herchenröder: Die Kunstdenkmäler des Landes Hessen - Der Rheingaukreis, München 1965, S. 175, schreibt das Bild dem Mainzer Meister W.B. mit der Entstehungszeit um 1500 zu. – G. Dehio, F. Cremer u. a.: Handbuch Deutscher Kunstdenkmäler, Hessen II. München, Berlin, 2008, S. 241. – W.-H. Struck: Geschichte der Stadt Geisenheim. 1972, S. 164, beruft sich in seiner knappen Darstellung auf Herchenröder.

<sup>2</sup>So die Kunsthistorikerin E. Vollmer, der ich in persönlicher Mitteilung wertvolle Hinweise verdanke.

<sup>3</sup>Meyer, Konversationslexikon, Bd. 17, S. 143: „Die Rose erschien geradezu als Todesbotin.“ Zu den Bezeichnungen der Wildrose gehört u. a. auch der Name „Marterrose“. „Rose, du reiner Widerspruch“ (Rilke).

<sup>4</sup>M. Laufs verweist im Kirchenführer „Der Rheingauer Dom, 2008, S. 21, auf das „altrömische Obergewand, die Paenula, aus der sich das Messgewand (die Kasel) entwickelt hat. Er identifiziert die Figur allerdings wie in der Literatur als hl. Justina von Padua.

<sup>5</sup>G. L. Duchscherer: Rheingauische Heimatblätter 4/1960, S. 10, Kommentar zum Titelbild.

<sup>6</sup>P. Weller-Plate: Moderne Technik zum Schutz wertvoller Kunstobjekte. In: Denkmalpflege und Kulturgeschichte 2/2002, S. 14.

<sup>7</sup>Die Arbeiten sind aufgeführt in Kindlers Lexikon der Malerei. <sup>8</sup>Pfarrarchiv Geisenheim, Familienbuch.

# Marienthal als frühe Druckstätte<sup>1</sup> – Teil 1

## Die Offizin der Brüder vom gemeinsamen Leben und ihre Wiegendrucke.<sup>2</sup>

Der kleine Wallfahrtsort im Rheingau hat wie kaum ein anderer das Auf und Ab der Zeitläufte in sieben Jahrhunderten durchlebt: Schenkung und Plünderung, Stiftung und Vertreibung, Förderung und Unterdrückung, Blüte und Niedergang, Verwüstung und Renaissance.<sup>3</sup> Aber die kurze Zeit des Wirkens der Brüder vom gemeinsamen Leben war ausreichend, um Marienthal einen besonderen Platz in der Geschichte zu sichern.

### Anfänge und Aufstieg

Die Kongregation der Brüder vom gemeinsamen Leben<sup>4</sup> entstand im 14. Jahrhundert in den Niederlanden als eine Gemeinschaft von Weltgeistlichen, Ordensleuten und Laien. Ihre religiöse Prägung verdanken sie der von Gerhard Groot inspirierten religiösen Erneuerungsbewegung der *Devotio moderna*.<sup>5</sup> Ausgerichtet auf christliche Lebensgestaltung durch Verinnerlichung, Erbauung und persönliche Frömmigkeit, strenge Selbstzucht und fleißige Arbeit, fand die *Devotio moderna* ihre tiefste literarische Ausprägung in der *Imitatio Christi* (Nachfolge Christi) des Thomas a Kempis. Das kleine Buch, erschienen 1470, war im ausgehenden Mittelalter weit verbreitet und blieb bis ins 20. Jahrhundert von nachhaltiger Wirkung.

Ohne mönchische Gelübde führten die Brüder ein Leben in klösterlicher Gemeinschaft. Sie lebten in Bescheidenheit von ihrer Hände Arbeit und widmeten sich der Seelsorge und der Jugend-erziehung, pflegten die Wissenschaft zur Hebung des religiösen Lebens und erwarben sich große Verdienste um Schreibwesen und Buchkultur, insbesondere durch das Abschreiben von Büchern –



Abb. 1: Kugelherren (Brüder vom gemeinsamen Leben) nach Franz v. S. Doyé (Anm. 7)

als der Schulorden des Mittelalters standen sie in hohem Ansehen.

Die Brüder nannten sich selbst *fratres communis vitae* (Brüder vom gemeinsamen Leben), waren aber unter vielen verschiedenen Namen bekannt, so als Gerhardiner, Fraterherren, Kollatienbrüder, auch Brüder von der Feder, Schulbrüder, Hieronymianer, Gregorianer u. a. Sie trugen ein Gewand aus grauer oder schwarzer Wolle (im Rheingau trugen sie das „graue Tuch der armen Leute“)<sup>6</sup> mit schwarzem Gürtel und schwarzer Kugel oder Kugel (von lat. *cucullus* = Kapuze), daher der hierzulande geläufige volkstümliche Name „Kugelherren“<sup>7</sup> (Abb. 1). Die Gemeinschaft fand rasch starken Zulauf, breitete sich in den Niederlanden und in Norddeutschland aus

und gedieh zu einer einflussreichen religiösen Genossenschaft.

Die Kugelherren kamen von Köln aus der Gesellschaft der Brüder zu Weidenbach in den Rheingau nach Marienthal, wo sie sich 1465 oder 1464 niederlassen konnten, vielleicht sogar schon 1463,<sup>8</sup> – jedenfalls mit Approbation des Erzbischofs Adolf II. von Nassau, der ein Jahr zuvor in der Mainzer Stiftsfehde die Stadt Mainz im Handstreich genommen hatte, desselben, der zwei Jahre danach in Eltville Meister Gutenberg für *annemige und willige dinst* zu seinem Hofmann machen sollte. Die Kugelherren, traditionell um das Buchwesen besorgt, betrieben in Marienthal ein *Scriptorium* (Schreibwerkstatt) und widmeten sich bald der neuen Kunst des Buchdrucks.

Bereits 1468 erschien der erste Druck, *Copia indulgentiarum de institutione festi presentationis beate Marie*, ein Ablassbrief des Mainzer Erzbischofs zur Einführung des neuen Marienfestes Mariä Opferung am 21. November, beehrt mit zwei päpstlichen Schreiben, ausgestellt am 30. August und verkündet am 31. August in Mainz, gedruckt wohl im September oder Oktober in Marienthal. Es sollte nicht der einzige Ablassbrief bleiben. Gleichwohl waren es in erster Linie liturgische Werke, die in der Offizin der Kugelherren gedruckt wurden, nämlich *Breviere* für den täglichen Gebrauch der Geistlichkeit im Bistum Mainz, aber auch für die Bistümer Worms (1480) und Trier (o. J.). Wenigstens sechs verschiedene *Breviere* aus Marienthal sind auszumachen.<sup>9</sup>

### Die Breviere

Das *Brevier*<sup>10</sup> bezeichnet seit dem Ende des 11. Jahrhunderts die von Klerus und Religiösen der alten Orden zu den kanonischen Tageszeiten zu verrichtenden Gebete, also Laudes, Matutin, Prim, Terz, Sext, Non, Komplet, Vesper und Vigil, mit Psalmen, Antiphonen, Orationen, Hymnen und Lesungen für jeden einzelnen Tag des Kirchenjahrs.<sup>11</sup> Anfangs mussten die Texte jeweils in verschiedenen Büchern nachgeschlagen werden, bevor sie im *Brevier* gesammelt wurden. Die handschriftliche Überlieferung führte zu fehlerhaften Abweichungen von den Urtexten, und fremde Elemente, die eingeschleppt wurden, führ-

ten zu großer Formenvielfalt. So kam es immer wieder zu Reformen, um sprachliche und historische Unrichtigkeiten auszumerzen, ohne an den Hauptteilen zu rühren.

Das bedeutendste der Marienthaler *Breviere* und überhaupt das bedeutendste Druckerzeugnis, das die Offizin der Marienthaler Kugelherren herausbrachte, ist das *Psalterium et Breviarium Moguntinum* aus dem Jahre 1474<sup>12</sup> (Abb. 2). Es war wohl das erste *Brevier*, das in Deutschland gedruckt wurde, im selben Jahr erschien in gedruckter Form das *Breviarium Romanum* in Turin und Venedig, 1479 folgte Paris, bis 1500 sind europaweit mehr als 500 Editionen von *Brevieren* zu verzeichnen.<sup>13</sup>

Das Marienthaler *Psalterium et Breviarium Moguntinum* von 1474 ist geteilt in zwei Bände, in Winterteil und Sommerteil, so war es leichter zu handhaben. Für beide Teile findet die gleiche Titelseite Verwendung. Dabei ist der Satz identisch, das zeigen die verwendeten Abkürzungen und der Zeilenfall. Auch die Rubrizierungen – einige Versalien sind mit einem kräftigen roten Strich versehen, um Sinnabschnitte zu markieren – sind weitgehend die gleichen; nur die Initialen, über die drei ersten Zeilen eingezogen und von Hand eingemalt, – im Sommerteil ein rotes S, im Winterteil ein blaues S mit Schmuckserifen – sind naturgemäß unterschiedlich ausgefallen.

Die Schrift ist eine *Gotico-Antiqua*, vergleichbar der *Catholicon*-Type, mit der auch die Brüder Bechtermünze 1467–1469 in Eltville arbeiteten; vergleichbar wegen des großen Anteils an gerundeten Formen, aber keineswegs identisch. Von der *Textura*, die Gutenberg für seinen Bibeldruck entwickelt hatte, hebt sie sich durch größere Formenvielfalt ab, dadurch ist sie besser lesbar. Die Schrift verwendet zahlreiche Abkürzungen (Abkürzungen), wie sie schon Gutenberg von den Kopisten der Vordruckzeit übernommen hatte. Es handelt sich dabei um die Marienthaler Urtype (T 1 + 2), die für alle datierten wie auch für einige undatierte Drucke Verwendung fand.<sup>14</sup>

Wie bei allen Marienthaler Drucken sind Blätter und Seiten nicht numeriert, die Druckbogen sind nicht signiert, und es gibt keine Kustoden (Merkzeichen am Ende einer Seite). Der Druck

**S**ubiectū volumen psalterij breuiarijꝛ mā-  
gūcinenf. imp̄ssorie artis idustria pfectū. ⁊  
feliciter cōsumatū ē. in domo fratrum clericor  
cois vite vallis scē marie eiusdē dioceſ in Ringha-  
ma. Anno dñi. M. cccc. lxxiij. sabbo post Remiscē.  
Cuiꝛ primariū exēplar qm̄ hūma diligēcia ac multo  
labore ad normā veri ordinarij mogūtini emēda-  
tū fuit. admonitū esse cupimꝛ vnūquēꝛ q̄ seſe ex  
eo stulerit ad legendū. vt nō facile ei correctrices  
manꝛ ingerat. si qd̄ forte reperit a suo vel cōi ali-  
quoz vſu discrepare. Nā cōſuetudo iſta legenciū h̄  
in tpe tā multa vel mutauit vel addidit pro libito  
cuiuſlibet. vt vix duo exēplaria in tāta dioceſi cō-  
ferri poterit q̄ ſibi cōtināt. In cuiꝛ rei exēplū duo  
iſti verſiculi de psalterio adducēdi ſūt. *Aspice me  
pſopo ⁊ mūdabor. Vbi pleriqꝛ vocatiuū iſtū. dñe.  
addiderūt. Et itē. Qm̄ ego in flagella patus. vbi  
verbū iſtū. ſum. ſubiūyerūt. Que tñ addicōes. plu-  
rimeꝛ cōſimiles. in antiqꝛ et veris exēplaribꝛ nō  
repiunt. Et quāqꝛ ſentēcias non imutēt. p eo tñ p-  
nicioſe ſūt. qm̄ discrepare faciūt ecclias eccleſiaſti-  
caſꝛ pſonas in cultu diuino. et obſequio eius qui  
habitare facit vniꝛ mois in domo. Proinde in h̄  
libro id̄ p̄cipue elaboratū. id̄ hūmo ſtudio curatū ē.  
vt omiſſis varijs ac differētibꝛ p̄ticulariū eccliaz  
ritibꝛ. in ordinacōibꝛ nouoz officioꝛ ⁊ h̄ſtoriaz q̄  
recēter p̄ dioceſanū inſtitute ſunt. vel ḡnialiter ad-  
miſſe. non omitteret vtilis nouitas. et in alijs inte-  
gritati ſue rōderef fidelis antiqꝛtas. Vt iuxta doc-  
trinā ap̄licam id̄ipm̄ ſapiamꝛ id̄ipm̄ dicamus oēs.  
et non ſint in nobis ſāſmata.*



Abb. 2: Psalterium et breuiarium Moguntinum 1474, Titelblatt des Sommerteils (Stadtbibliothek Mainz Ink 84 b)

ist ausschließlich schwarz, auch die Rubriken sind schwarz, nachträglich rot unterstrichen, alle Initialen sind von Hand eingemalt. Während die Titelseite mit dem Vorwort mit 31 Zeilen voll bedruckt ist, haben die folgenden Seiten des Breviers durchweg 28 Zeilen. Die zwei starken Quartbände im Gutenberg-Museum gehörten vormals zum Bestand der Marienthaler Klosterbibliothek.

In den jeweils ersten Zeilen der Titelseite werden Druckort und Datum der Fertigstellung des Buches genannt, daneben verweisen die Herausgeber nicht ohne Stolz auf ihre Leistung: *Subjectum volumen psalterij breviarique maguntinensis impressorie artis industria perfectum et feliciter consummatum est in domo fratrum clericorum communis vite vallis sancte marie eiusdem diocesis in Ringkavia Anno domini M cccc lxxiiij sabbato post Reminiscere.*

*Cuius primarium exemplar quam summa diligencia ac multo labore ad normam veri ordinarij moguntini emendatum fuit ...* (Der vorliegende Band des Mainzer Psalteriums und Breviariums ist durch den Betrieb der Druckkunst fertiggestellt und glücklich vollendet worden im Haus der geistlichen Brüder vom gemeinsamen Leben in Marienthal in selbiger Diözese im Rheingau im Jahre des Herrn 1474 am Samstag nach dem zweiten Fastensonntag. Das erste Exemplar ist mit viel Mühe und größter Sorgfalt nach Maßgabe des wahren Mainzer Ordinarius herausgegeben worden).

Im Folgenden wird darauf verwiesen, dass im Laufe der Zeit durch Hinzufügungen und willkürliche Veränderungen des Textes in der ganzen Diözese kaum zwei übereinstimmende Exemplare des Breviers zu finden seien. Dazu werden als Beispiele zwei Verse aus dem Psalter angeführt: *Asperges me ysopo et mundabor*, wo meist der Voca-

tiv *Domine* eingefügt wird, und *Quoniam ego in flagella paratus*, wo das Verb *sum* hinzugefügt wird – diese und viele ähnliche Einfügungen, die in den *alten und wahren* Texten nicht anzutreffen sind. Der Benutzer des Breviers wird deshalb ermahnt, bei etwaigen Diskrepanzen nicht leichtfertig von eigener Hand Korrekturen vorzunehmen, sondern sich vielmehr an den vorliegenden sorgfältig erarbeiteten Text zu halten, um unterschiedliche Lesarten zu vermeiden: *Ut iuxta doctrinam apostolicam idipsum sapiamus idipsum dicamus omnes et non sint in nobis scismata.* (Dass wir getreu der apostolischen Lehre alle dasselbe verstehen und dasselbe sagen und dass keine Differenzen<sup>15</sup> zwischen uns bestehen). Hier wird deutlich, wie sehr man um einen einheitlichen Text bemüht



Abb. 3: Psalterium et Breviarium Moguntinum 1474, Winterteil, Anfang des Psalters: Initiale B mit flächiger Verzierung und Maiglöckchen-Dekor (Stadtbibliothek Mainz Ink 84 a)



Abb. 4: Psalterium et Breviarium Moguntinum 1474, Sommerteil, Anfang des Psalters: Initiale B mit Fleuroné-Dekor und figurlichem Schmuck (Stadtbibliothek Mainz Ink 84 b)

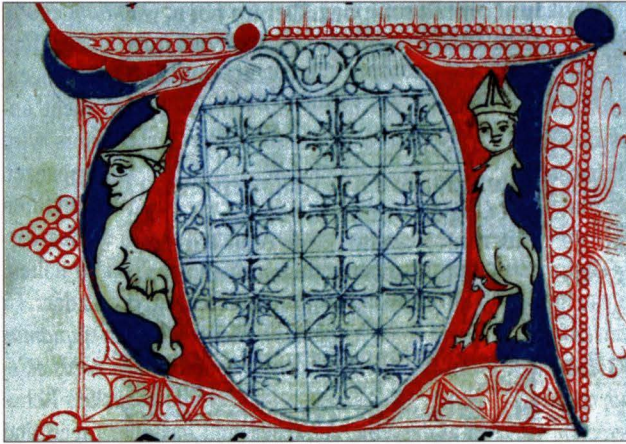


Abb. 5: *Jacobus de Voragine alias de Janua, Legenda aurea, Titelseite: Initiale U mit monstrous clowns (Martinus-Bibliothek Ink 104)*

war und in welchem Maß die Erfindung des Buchdrucks die Vereinheitlichung handschriftlich tradierteter Texte beförderte.<sup>16</sup>

Auf der Rückseite des ersten Blattes stehen *Benedictiones in matutinis* (Segensformeln für die Matutin), es folgen zwölf Seiten *Kalendarium* (Kalender), drei Seiten *tabelle et rubrice* (Tabellen und Rubriken) zur Berechnung der Sonntage und der beweglichen Feste und Hochfeste. Nach Gebeten für die Privatandacht folgen Psalter und Gebete und Lesungen für jeden Tag des Kirchenjahres.<sup>17</sup>

Der Psalter beginnt mit Psalm 1: *Beatus vir qui non abiit in consilio impiorum. et in via peccatorum non stetit: et in cathedra pestilentiae non sedit. Sed in lege domini voluntas eius: et in lege eius meditabitur die ac nocte. Et erit tamquam lignum quod plantatum est secus decursus aquarum.* (Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt, nicht auf dem Weg der Sünder geht, nicht im Kreis der Spötter sitzt, sondern Freude hat an der Weisung des Herrn, über seine Weisung nachsinnt bei Tag und bei Nacht. Er wird sein wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist).

Die Initiale B, eingezogen über die letzten neun Zeilen der Seite, ist von Hand farbig eingemalt, die Binnenräume mit Fleuronné-Dekor gefüllt; im Winterteil ist sie nur flächig verziert

(Abb. 3), im Sommerteil zeigt sie außerdem noch figurlichen Schmuck: zwei furchterregende Zoomorphe mit Wolfsgebiss, tiergestaltige Ungeheuer, die sich in der Aufschwellung der Bögen krümmen, und in der Haste, dem senkrechten Teil des Buchstabens, ein weiteres Fabelwesen, ähnlich, aber weitaus weniger furchterregend, mit menschlichem Kopf, der eine Krone trägt (Abb.4). Alle drei lassen an die *monstrous clowns* denken,<sup>18</sup> die in Mainzer Wiegendruckern als dekoratives Motiv auftauchen, so in mehreren Exemplaren von Hieronymus' *Epistolare*, das Peter Schöffer

1470 in Mainz fertigstellte, in Thomas Aquinas' *Summa theologica*, gedruckt von Peter Schöffer 1471 in Mainz, in einem Exemplar von Schöffers Bibeldruck von 1472 und in einigen Exemplaren von Gutenbergs *Catholicon* von 1460. Ein schönes Exemplar findet sich in Mainz im Priesterseminar auf der Titelseite der *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine<sup>19</sup> (Abb. 5).

Betrachtet man den Schriftsatz nur der Anfangszeilen des Psalms – im Winterteil: *in / via / ka- / se- / vo- / leius / nocte. / quod / discursus*, im Sommerteil: *abijt / in / stetit: / pestilen- / in / Et / meditabitur / erit* – so fällt der unterschiedliche Zeilenfall ins Auge. Daran lässt sich ablesen, dass hier offenbar zwei verschiedene Setzer am Werk waren, die gleichzeitig und unabhängig von einander nach Diktat gearbeitet haben.

Ein zweites Mainzer Brevier aus Marienthal, entstanden um 1475, befindet sich in der Bibliothek des Priesterseminars.<sup>20</sup> Es ist ebenfalls 28-zeilig aus Type 1 + 2 gesetzt und deshalb dem ersteren von 1474 sehr ähnlich, aber doch mit bezeichnenden Abweichungen im Satz,<sup>21</sup> in der Anordnung der Teile und im Dekor. Und noch ein weiteres *Breviarium Moguntinum* aus der Offizin der Kugelherren in Marienthal befindet sich im Priesterseminar,<sup>22</sup> ebenfalls um 1475 entstanden und 346 Blätter umfassend.<sup>23</sup> Es ist aus der Type 3 + 4 gesetzt, die kleiner und schlanker ist als

**I**n vigilia sancti Andree ap[osto]li  
xxix. die nouembris. In matut[ino]  
cant[ibus] de sanctis Saturnino. Cri-  
santo ⁊ Daria feratit sicut de mar-  
tirib[us]. Sed lo[n]ges de euang[el]io legi-  
tur. // Sc[ilicet]m Johanne[m].

In illo t[em]p[or]e. Stabat  
ioh[ann]es ⁊ ex discipu-  
lis eius duo Et re-  
liq[ui]. // Omelia Bebe-

**E**rat aut[em] andree  
frat[er] symo-  
nis petri vn[us] ex du-  
ob[us] q[ui] audierat ab  
ioh[ann]e. ⁊ secuti fuerat e[um]. Inuenit  
hic primu[m] fr[atr]em suu[m] symone[m] et  
dicit ei Inuenim[us] messi[am]. q[uo]d e[st]  
interpretatu[m] xp[istu]s. Et adduxit eu[m]  
ad ih[esu]m. Andreas d[omi]n[u]m que[m] in-  
uenit. eti[am] symon fratri sequ[er]e.  
dum eu[an]gelizat. q[uo]d hoc e[st] vere  
d[omi]n[u]m iuuenire. vera illius dilec-  
tione feruere. frat[er]ne q[ui] salutis  
cura gerere. Tu. **Inc[on] iij.**

**I**lle etenim p[er]fecte adito[rum] su-  
ducatu[m] sequit[ur]. qui eti[am] pximi  
quantu[m] valet habere comitatu[m]  
mit[is]. Inuenim[us] inq[ui]t messi[am] q[uo]d  
est interpretatu[m] xp[istu]s. Messias  
idem q[uo]d xp[istu]s est. Sed messias  
hebreo symone. xp[istu]s dicit[ur] gre-  
co. latino aut[em] vnctus interp[re]-  
tat[ur]. D[omi]n[u]s et crisma grece. latine  
vnctio dicit[ur]. Tu. **Inc[on] iij.**

**X**p[istu]s aut[em] id e[st] vnctus appel-  
lat[ur] d[omi]n[u]s: quia sicut petrus ait.

vnxit eu[m] d[omi]n[u]s sp[iritu] sancto ⁊ vir-  
tute. D[omi]n[u]s eti[am] psalmista in eius  
laude loquit[ur]. Vnxit te d[omi]n[u]s deus  
tuus oleo leticie p[ro]p[ter] co[n]sortib[us]  
tuis. Consortes aut[em] eius nos  
vocat. q[ui] ad accipiend[am] sp[iritu]s sc[ilicet]i  
gr[ati]a[m] in baptismo eti[am] crismate  
visibili pungim[ur]. et a xp[istu]i no[m]i[n]e  
xp[ist]iani vocam[ur]. Tu. **Et** et extra  
omnia de martirib[us]. ⁊ nichil de vigi-

**B**eator[um] martiu[m] **lia.** Col-  
tuoru[m] saturnini. infant[is].  
mauri. et datie virginis nob[is]  
q[ui]m[us] d[omi]n[u]e assit oratio ut quos  
obsequio veneram[us]. pio iugiter  
expectam[us] auxilio. **Per.** **Ad i. de**  
**tpe.** **Ad iij. ⁊ vi. de sanctis.** **Officiu[m]**  
**misse de vigilia cu[m] toll[itur] de sc[ilicet]is.** **Si**  
**vero vigilia venerit i[n] d[omi]nica. eu[an]g[el]i-**  
**gelium cu[m] officio misse anticipat in**  
**die sabbati. h[ic] ix. in die d[omi]nicu[m] res-**  
**uat.** // **Ad ix. An[te] d[omi]n[u]m andreas.**  
**Cap[itu]l[u]m ⁊ coll[ectio] ut infra in vs. **Et** ⁊ v[er]o**  
**ap[osto]l[us]. **Ad vs sup[er] ps[alm]o feriales an[te]****

**M**ox ut voce d[omi]n[u]i p[re]dicar-  
tis audivit b[ea]tus andreas  
relictis retib[us] quoru[m] usu  
aduq[ue] vivebat. e[st]e vite secutus  
est p[ri]ma largientem. **An[te] Vn[us] ex**  
**duob[us] qui secuti su[n]t d[omi]n[u]m erat an-**  
**dreas frat[er] symonis petri al[ia]. **An[te]****  
**Andreas xp[istu]i famulus dign[us] deo**  
**ap[osto]l[us]. german[us] petri ⁊ in passione**  
**soci[us]. **An[te] D[omi]n[u]s andreas cruce[m] cu[m]****  
**gaudio dicebat. q[uo]d amator tuus**  
**semp[er] fui ⁊ desideram amplecti te. o**

Abb. 6: Breviarium Moguntinum um 1475, Winterteil, Heiligenproprium: zweispaltiger Druck, Initiale I mit drei-farbigem Dekor (Martinus-Bibliothek Ink 950)

Type 1 + 2 und bei 36 Zeilen zweispaltigen Satz erlaubte; auch die Teilung in zwei Bände für Winter- und Sommer-Teil war nicht mehr notwendig. So steht zuerst das Proprium für das ganze Kirchenjahr, dann erst folgen Psalter, Heiligenproprium und Heiligencommune.

Winter- und Sommer-Teil, Psalter und Heiligenproprium sind jeweils mit dreifarbigem Initialen markiert, darüber hinaus sind viele Majuskeln als Lombarden wechselnd blau und rot von Hand eingemalt, woraus sich ein ebenso lebhaftes wie prachtvolles Bild ergibt. Das Heiligenproprium beginnt in *vigilia sancti Andreae apostoli xxix. die novembris* (an der Vigil des Apostels Andreas am 29. November) mit einer Lesung aus dem Johannesevangelium (Joh 1, 35 ff.), dem Bericht von der Berufung des Apostels: *In illo tempore. Stabat johannes et ex discipulis eius duo.... Erat autem andreas frater symonis petri unus ex duobus....* (In jener Zeit stand Johannes (scil. der Täufer) da mit zweien seiner Jünger ... Einer von den beiden war Andreas, der Bruder des Simon Petrus ...). Die Initiale I, die den Beginn der Lesung auszeichnet, ist sehr fein gearbeitet, blau-rot geteilt, mit floraler Ornamentik und linearem Sepia-Dekor versehen (Abb. 6).

Drei weitere Breviere entstanden in Marienthal: ein *Breviarium Wormatiense* (für das Bistum Worms), 27-zeilig aus Type 1 + 2, und zwei *Trevirensia* (für das Bistum Trier), 36-zeilig aus Type 3 + 4 und 30-zeilig aus Type 5 + 6.

### Das Diurnale

Aus der Offizin der Kugelherren zu Marienthal ist auch ein verkürztes Brevier hervorgegangen, das *Diurnale Moguntinum*, vielleicht um 1475 entstanden, das nur die unter Tags zu verrichtenden kanonischen Stundengebete, die *horae parvae* oder *horae diurnae*, enthält.

Das Marienthaler Diurnale ist ein handliches Oktav-Bändchen,<sup>24</sup> das komplette Exemplar im Gutenberg-Museum<sup>25</sup> enthält 281 Blätter = 562 Seiten, die mit 23 Zeilen

einspaltig bedruckt sind (+ eine halbe eingefügte Seite + sechs Vacat-Seiten am Ende). Die verwendete Schrift ist durchgängig Type 3 und – sehr sparsam eingesetzt – Type 4. Der Druck ist illuminiert mit feinen Schmuckinitialen und reich bestückt mit blauen und roten Lombarden (Schmuckbuchstaben im laufenden Text).

Das *Proprium de tempore* des Winter-Teils beginnt am ersten Adventssonntag in *prima vespere* mit einem Zitat aus einem Paulusbrief (Röm 13): *Hora est iam nos de somno surgere. et aperti sunt oculi nostri surgere ad christum qui lux vera est fulgens in celo.* (Die Stunde ist gekommen, vom Schlaf aufzustehen, und unsere Augen sind geöffnet, um aufzuschauen zu Christus, der als das wahre Licht am Himmel erscheint). Die Initiale H, über sieben Zeilen eingezogen, ist – ähnlich wie das B am Anfang des Psalters im Winter-Teil des Breviariums von 1474 – zweifarbig, blau mit rotem Maiglöckchendekor (Abb. 7).

Das Heiligenoffizium des Winter-Teils beginnt am 29. November mit der Vigil von St. Andreas: *Mox ut vocem domini predicantis audivit beatus andreas relictis retibus quorum usu actuque vivebat eterne vite secutus est premia largientem* (Als der selige Andreas den Ruf des Herrn, während er predigte, vernahm, verließ er alsbald die Netze, von deren Gebrauch und Ertrag er lebte; er folgte dem, der die Belohnungen des ewigen Lebens schenken wollte). Die Initiale M, über 6 Zeilen eingezogen, zeigt ein ähnliches Dekor



Abb. 7: *Diurnale Moguntinum*, um 1475, Winter-Teil, *Proprium de tempore*: Initiale H dreifarbig blau, grün und rot mit floralem Dekor (Stadtbibliothek Ink 1082)



Abb. 8: Diurnale Moguntinum, um 1475, Winterteil, Proprium de sanctis: Initiale M, zweifarbig blau mit rotem Maiglöckchendekor (Stadtbibliothek Ink 1082)

wie das H am Anfang des Propriums de tempore (Abb. 8).

Dem Hauptwerk des Breviers geht über 18 Seiten ein Kalender voraus. Auf der Seite *Januarius* sehen wir links drei Kolonnen Zahlen und Buch-

staben (3 x abcdefg für die ersten drei Wochen) zur Berechnung der Feste und chronologisch aufgeführten Festtage vom 1. bis zum 21. Januar: von *Circumcisio domini* über *Octava sancti Stephani*, *Octava sancti Johannis*, *Octava sanctorum Innocentium* und *Epiphania domini* bis *Marcelli pape & martyris*, *Anthonij confessoris*, *Prisce virginis*, *Marij & Marthe*, *Fabiani & Sebastiani* und *Agnetis virginis* (von Beschneidung des Herrn über die Oktavtage von Stephan, Johannes, Unschuldige Kinder und Erscheinung bis zu den Tagesheiligen Marcellus, Antonius, Prisca, Marius und Martha, Fabian und Sebastian und Agnes).

Ganz oben fällt die schöne handgemalte Logotype *KLnd* (für *Kalendarius*) ins Auge (Abb. 9). Unten steht in Sepia ein handschriftlicher Besitzereintrag: *Collegij Societatis Jesu Moguntiae, 1653* (aus dem Bestand) des Jesuitenkollegs zu Mainz).



Abb. 9: Diurnale Moguntinum, um 1475, rechts: Kalender für den Monat Januar, links: Vorsatzblatt mit Besitzereintrag Georg Helwich (Stadtbibliothek Ink 1082)

Auf die Innenseite des Dekkels eingeklebt ist ein kleines Blatt, das einen interessanten Hinweis gibt auf einen Vorbesitzer, aus dessen Bibliothek das Buch erworben wurde: *Sum ex libris GEORGII HELWICH Moguntini, Vicarij Majoris Mogunt. Comparatus* (Abb. 9).

Der Mainzer Domvikar Georg Helwich (†1632) war in historisch-genealogisch-heraldischen Gefilden ein im wörtlichen Sinn bewanderter Mann: Auf seinen Reisen durch das gesamte Gebiet des Mainzer Erzstifts hat er alles aufgezeichnet und für die Nachwelt festgehalten, dessen er an Kunstdenkmälern und historischen Inschriften ansichtig wurde.

Anno 1612, 1614 und 1615 besuchte er den Rheingau, 1615 auch Marienthal. Sein *Syntagma monumentorum et epitaphiorum* (Sammlung von Denkmälern und Grabinschriften),<sup>26</sup> das mehr als 1000 Inschriften aus Kirchen und Klöstern mit Epitaphien und dazugehörigen Ahnenproben erfasst, ist eine unschätzbare Sekundärquelle, der wir auch unsere Kenntnis von den Marienthaler Altären, Grabmälern, Reliquien und Inschriften verdanken. Aus der Bibliothek des Domvikars Georg Helwich stammt das Marienthaler Diurnale von ca. 1475.

### Das Direktorium

Im weitesten Sinn in diesen Kontext der Breviere gehört auch das undatierte *Directorium misse* für das Bistum Mainz<sup>27</sup>, das in Marienthal gedruckt wurde (Abb. 10). Das Direktorium ist der jährliche Kirchenkalender, den das Ordinariat regelmäßig erlässt, um die Einheitlichkeit des Kultus im Bistum zu gewährleisten; er verzeichnet den Verlauf der Festzeiten und gibt für jeden Tag des Kirchenjahres das kanonische Offizium mit der entspre-

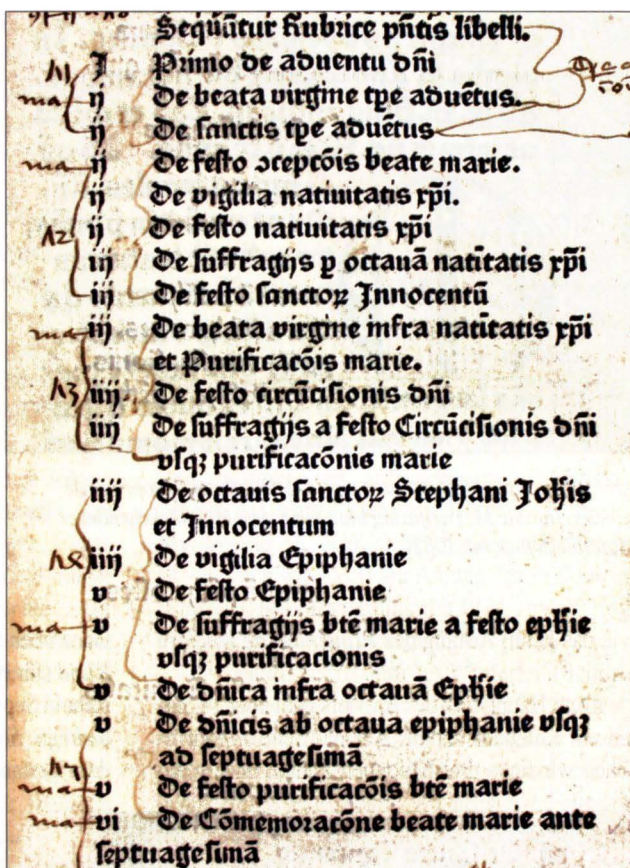


Abb. 10: *Directorium misse Moguntinum*: Titelseite ohne Dekor (Martinus-Bibliothek Ink 831)

chenden Messe an. Unter der Kopfzeile *Sequuntur Rubrice praesentis libelli* (Es folgen die Rubriken dieses Buches) steht am Anfang eine Übersichtstafel, die drei Seiten Rubriken umfasst. Danach folgen die Vorschriften für die einzelnen Tage des Jahresfestkreises, beginnend mit dem ersten Adventssonntag und endend mit dem *Officium misse pro defunctis*, der Totenmesse.

Das Direktorium, 22 Blätter im Quartformat, mit 26 durchlaufenden Zeilen in der Type 1 + 2 einspaltig bedruckt, kommt unpräntiös daher, wie es einem solchen Text ansteht: ohne kunstvolle Initialen und farbige Zierbuchstaben, ohne jedes Dekor nur mit handschriftlichen Marginalien. Der wahre Schmuck dieses Druckwerks besteht in seiner Schmucklosigkeit.

## Anmerkungen

Alle Fotos Martinus-Bibliothek Mainz: Thomas Füchtenkamp  
Alle Fotos Stadtbibliothek/Gutenberg-Museum Mainz: Norbert Kaut und Christian Richter

<sup>1</sup>Im Jubiläumsjahr der Marienthaler Wallfahrt 2009 Titel einer kleinen Ausstellung, die das Wirken der Brüder vom gemeinsamen Leben in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. in Marienthal dokumentierte, als Vortrag gehalten vor der Jahresversammlung der Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung 2010 in Rüdesheim.

<sup>2</sup>Es sollen hier nur solche Drucke in Betracht gezogen werden, die in Mainz im Gutenberg-Museum oder im Priesterseminar resp. in der Stadtbibliothek oder in der Martinus-Bibliothek vorhanden sind.

<sup>3</sup>Wolf-Heino Struck: Geschichte der Stadt Geisenheim. Frankfurt/M. 1972, Kap. VI, S. 323–349, setzt seit vier Jahrzehnten den Maßstab für die Betrachtung der Geschichte des Wallfahrtsortes und der Klosterdruckerei. Die auf S. 345 unter Anm. 66 aufgeführte Literatur zur Marienthaler Offizin ist vollständig bis 1972. Vgl. auch Paul Claus: Druckwerkstätten in Geisenheim und ihre Druck-erzeugnisse. In: RHEINGAU FORUM 4/2004, S. 27–29.

<sup>4</sup>Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche (LThK), 1. Aufl., 1–10, 1930–1938, hier Bd. 4 (1932), Sp. 139/40: *Fraterherren*; LThK, 2. Aufl., 1–10, 1957–68, hier Bd. 2 (1958), Sp. 722/23: *Brüder vom gemeinsamen Leben*; LThK, 3. Aufl., 1–11, 1993–2001, hier Bd. 2 (1994), Sp. 711/12: *Brüder vom gemeinsamen Leben*. Max Heimbucher: Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, 3. Aufl., 1934, Bd. 2, S. 552–560: *Die Brüder vom gemeinsamen Leben oder die Fraterherren*. Mönchtum, Orden, Klöster. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ein Lexikon, ed. Georg Schwaiger 2003, Sp. 123–125: *Brüder (Schwestern) vom gemeinsamen Leben*.

<sup>5</sup>Wörterbuch der Mystik, ed. Peter Dinzelsbacher, 2. Aufl., 1998, S. 109–111: *Devotio moderna*. Vgl. auch die einschlägigen Artikel unter *Devotio moderna* in: LThK, 1. Aufl., hier Bd. 3 (1931), Sp. 266/267; LThK, 2. Aufl., hier Bd. 3 (1959), Sp. 314; LThK, 3. Aufl., hier Bd. 3 (1995), Sp. 173/174 (wie Anm. 4).

<sup>6</sup>Vgl. Struck: Geisenheim, S. 330.

<sup>7</sup>Heimbucher: Orden und Kongregationen (wie Anm. 4), S. 556. Vgl. auch Franz v. S. Doyé: Heilige und Selige der römisch-katholischen Kirche, deren Erkennungszeichen, Patronate und lebensgeschichtliche Bemerkungen. 2 Bde., Leipzig [1929]. Bd. 2, Anhang: Die alten Trachten der männlichen und weiblichen Orden sowie der geistlichen Mitglieder der ritterlichen Orden, Tafel 38 Fig. 75.

<sup>8</sup>Dazu ausführlicher Struck, S. 328 und Anm. 43, 44 und 45.

<sup>9</sup>Es bleibt das Verdienst des gelehrten Mainzer Pfarrers Dr. Falk, als erster die Drucke der Marienthaler Kugelherren identifiziert und untersucht zu haben. Vgl. Franz Falk: Die Presse zu Marienthal im Rheingau und ihre Erzeugnisse. Mainz 1882. Franz Falk: Zu den Marienthaler Drucken. In: Zs. des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer in Mainz, 3. Bd. H. 2 u. 3, Mainz 1883, S. 319–322. Franz Falk: Zu den Marienthaler Drucken. In: Zentralblatt für das Bibliothekswesen 17, 1900, S. 481–483. In den Spuren Falks der Archivar F. W. E. Roth: Die Marienthaler Drucke der Bibliotheken zu Darmstadt und Mainz. In: Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft, 1886, S. 193–201; F. W. E. Roth: Die Marienthaler Drucke der Seminarbibliothek zu Mainz. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 12, 1895, S. 452–456.

<sup>10</sup>Vgl. Hanns Bohatta: Liturgische Drucke und Liturgische Drucker. Regensburg [1926]. Vgl. auch die einschlägigen Artikel unter *Brevier* in: LThK, 1. Aufl., hier Bd. 2 (1931), Sp. 551–557; LThK, 2. Aufl., hier Bd. 2 (1958), Sp. 679–684; LThK, 3. Aufl., hier Bd. 2. (1994), Sp. 686 (wie Anm. 4).

<sup>11</sup>Zum Folgenden vgl. Bohatta (wie Anm. 10), S. 1–15.

<sup>12</sup>Mainz, Stadtbibliothek Ink 84 a–b.

<sup>13</sup>Bohatta, S. 15/16.

<sup>14</sup>Die ältere Forschung hat vier Typen von unterschiedlicher Größe unterschieden, die paarweise zusammen verwendet wurden, wobei die jeweils um einen Grad kleinere als Auszeichnungsschrift diente. Alle datierten und einige undatierte Drucke sind ausschließlich aus der Type T 1 + 2, so auch unser Brevier von 1474. Aus der T 3 + 4, die um 1480 in Marienthal in Erscheinung tritt, gibt es nur undatierte Drucke ohne Ortsangabe. Neuere Forschung hat für zwei undatierte Marienthaler Breviere für die Diözesen Mainz (um 1475) und Trier (um 1478) eine weitere Schrift (T 5 + 6) ausgemacht.

<sup>15</sup>Die Übersetzung *Differenzen* kann nicht befriedigen; die Bedeutung von *schisma* balanciert auf dem schmalen Grat zwischen der philologischen *Lesart* und der theologischen *Glaubensspaltung*.

<sup>16</sup>Die Überlieferung der Vulgata hat in *flagella paratus sum* (Ps 37,18), andererseits *Asperges me hyssopo* (Ps 50,9), der Zusatz *Domine* erscheint tatsächlich nur in der Antiphon zur Austeilung des Weihwassers.

<sup>17</sup>Das Psalterium beginnt mit Psalm 1 und endet mit Allerheiligenlitanei, *preces maiores et minores* (großen und kleinen Fürbitten) und *Paternoster* (Vaterunser). Darauf folgen Gebete und Lesungen für die einzelnen Tage und für die Heiligenfeste des Kirchenjahres in kalendrischer Ordnung (*Proprium de tempore* und *Proprium de sanctis*), geschieden in Winter- und Sommerteil entsprechend den beiden großen Festkreisen des Kirchenjahres. Das Offizium des Winterteils beginnt mit dem 1. Adventssonntag und endet mit der Vigil von Ostern, das Heiligenproprium mit den Eigentexten der Heiligenfeste beginnt mit dem 30. November (Andreas) und endet mit dem 4. April (Ambrosius). Der Sommerteil beginnt mit Ostern und endet mit dem letzten Sonntag vor Advent, das Heiligenproprium reicht vom 14. April (Tiburtius und Valerian) bis zum 29. November (Saturninus). Darauf folgt, identisch für Winter- und Sommerteil, das *Commune sanctorum* mit gemeinsamen Texten für Heilige, die keine eigenen Texte haben, geordnet in Klassen entsprechend ihrem Status und analog der Stelle ihrer Erwähnung in der Litanei, von *de apostolis* bis *de virginibus*.

<sup>18</sup>Lotte Hellinga: Illustration of fifteenth century books: a bird's-eye view of changes and techniques. In: Bulletin du bibliophile No. 1, Paris 1991, S. 58–59. Freundl. Hinweis von Annelen Ottermann.

<sup>19</sup>*Legendae sanctorum quas collegit frater Jacobus Januensis de ordine predicatorum*, bei Anton Koberger, Nürnberg 1478. Mainz, Martinus-Bibliothek Ink 104. Freundl. Hinweis von Dr. Kurt Hans Staub.

<sup>20</sup>Mainz, Martinus-Bibliothek Ink 951. Freundl. Hinweis von Dr. Helmut Hinkel.

<sup>21</sup>Falk: Presse, 1882, S. 19 ging zunächst von *zwei sich vollständig deckenden Breviereditionen* aus, bevor er bei Abgleich des Zeilenfalls *fast für alle Zeilen kleinere Abweichungen* feststellte, die aber auch der gerade genannten Praxis geschuldet sein werden, dass verschiedene Setzer gleichzeitig nach Diktat arbeiteten.

<sup>22</sup>Mainz, Martinus-Bibliothek Ink 950.

<sup>23</sup>Blätter 1–12 (Kalendarium) und ein weiteres Blatt fehlen.

<sup>24</sup>Freundl. Expertise von Prof. Ludger M. Kochinke.

<sup>25</sup>Mainz, Stadtbibliothek Ink 1082.

<sup>26</sup>Das handschriftliche Original befindet sich im Priesterseminar.

<sup>27</sup>Auch *Ordinarium missae Moguntinus*. Mainz, Martinus-Bibliothek Ink 831.

# Die Kanonisation der Landgräfin Elisabeth von Thüringen und Kloster Eberbach

Das vom Seelenführer Elisabeths, dem fanatischen Magister Konrad von Marburg, 1232 initiierte Heiligsprechungsverfahren der Landgräfin ist in seiner ersten maßgeblichen Phase eng mit der Zisterzienserabtei Eberbach verbunden.

Der Vorsteher des in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts höchste Blüte und überregional geistliches Ansehen erreichenden Klosters, Abt Raimund (1228–1247), wurde wohl deshalb vom Papst beauftragt, als einer der Kommissare am römischen Kanonisationsprozess Elisabeths mitzuwirken. So begaben sich der Eberbacher Abt und sein Begleiter, der Mönch und Notar Wilhelm, im Winter 1232/33 zum Elisabethgrab nach Marburg, um vor Ort die Wunderheilungen zu überprüfen, deren Echtheitskontrolle eine der Voraussetzungen für eine Heiligsprechung war und ist. Auf der Reise quälte Abt Raimund ein ihn schon länger belastendes Beinleiden so sehr, dass er sich vornahm, sein Amt niederzulegen, sobald er nach Eberbach zurückgekehrt sei. Treuherzig tröstete ihn sein Mitbruder Wilhelm mit den Worten: „Frau Elisabeth muss Euch heilen; wenn das nicht geschieht, werden wir keine Wunder aufschreiben!“ Elisabeth scheint sich diesem Druck gebeugt zu haben: In Marburg angekommen, betete der Abt, dem Beispiel vieler folgend, am Grab Elisabeths und wurde tatsächlich von seiner Krankheit befreit und somit selbst zum Zeugen der Wunderkraft der Landgräfin. Er hat denn auch zusammen mit seinem Notar 43 anzuerkennende Wunder registriert, die der Kurie in Rom auftragsgemäß angezeigt wurden. Über seine Heilung sagten Abt Raimund selbst und auch Wilhelm im Frühjahr 1235 vor der zweiten Kommission zur Untersuchung der Wunder Elisabeths aus. Ihr ge-

hörte nun der Abt des Eberbacher Tochterklosters Arnsburg in der Wetterau an, der die wunderbare Heilung seines Vaterabtes bezeugte.<sup>1</sup>

Vermutlich bald nach der Heiligsprechung Elisabeths 1235 erfolgte noch im selben Jahr die Übernahme eines (einfachen) jährlichen Elisabethgedenkens am 19. November in den liturgischen Kalender des Zisterzienserordens. Im voraussetzenden Bewusstsein des hohen Anteils der Abtei Eberbach an der Beförderung der Kanonisation Elisabeths stellte Abt Siegfried von Eberbach 1293 einen Antrag an das Generalkapitel in Citeaux, „wenigstens in Eberbach und den von ihm abhängigen Klöstern“ das bestehende Jahresgedenken an die heilige Elisabeth zu einem regelrechten Festtag zu befördern.<sup>2</sup> Der Antrag, dem stattgegeben wurde, setzt ein besonderes Interesse in Eberbach am Elisabethkult voraus; daher ist zeitnah wohl auch an die Errichtung eines der Heiligen eigens gewidmeten Altars in der Klosterkirche zu denken. Die Wertschätzung Elisabeths kommt auch darin zum Ausdruck, dass im Jahr 1312 die adelige Dame Elisabeth von Scharfenstein dem Konvent am Festtag ihrer Namenspatronin und deren Verehrung durch die Eberbacher Mönche ein besonderes Fischgericht stiftete.<sup>3</sup>

Ein gesicherter Nachweis für die Existenz des Elisabethaltars ist allerdings erst durch einen Eintrag in einem Eberbacher Seelbuch gegeben. Darin ist zum 19. November vermerkt, dass das Jahrgedächtnis des Wolfram von Lewenstein und des Emmerich genannt Limmelzun von Lewenstein, die beide das Kloster besonders begünstigt hatten, am Fest der heiligen Elisabeth an dem ihr geweihten Altar zu begehen ist. Die Toten-

messe für die beiden Stifter sollte jeweils mit der Aufstellung von vier Kerzen und mit einem seidenen Altartuch gefeiert werden.<sup>4</sup>

Die beiden Vertreter der niederadeligen Familie von Lewenstein aus dem Alsenzthal (Donnersbergkreis) sind keine Unbekannten. Gemeinsam haben sie 1344 dem Kloster die Patronatsrechte der Pfarrkirche zu Gosselsheim, verbunden mit den dortigen Zehntrechten und jenen der Nachbargemeinde Gumbshheim, geschenkt.<sup>5</sup> Mit den Patronatsrechten des um diese Zeit wüst gefallenen Dorfes Gosselsheim waren auch jene der Filialgemeinde Eckelsheim in der heutigen Verbandsgemeinde Wöllstein verbunden. In der Gemarkung von Eckelsheim erbaute später, 1490, Kloster Eberbach zusammen mit dem Adeligen Wierich von Dhaun eine Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes „zu den Bellen“. Die spätgotische Ruine der Beller Kirche zählt heute zu den eindrucksvollsten Eberbacher Kirchenbauten außerhalb des Klosters. Auch wenn sich die Sicherung der 1344 gewonnenen Patronatsrechte noch über viele Jahre hinzog, so traten doch die beiden Adeligen aus verschiedenen Zweigen des Hauses Lewenstein in diesem Zusammenhang gegenüber Eberbach immer gemeinsam auf. Es besteht daher kein Zweifel, dass sich der Eintrag im Eberbacher Seelbuch auf diese beiden bezieht. Emmerich bzw. Emercho Limmelzun von Lewenstein wird im bereits angesprochenen Jahr 1344 der außergewöhnliche Gunsterweis zuteil, dass ihn Abt Wilhelm und der Konvent nicht nur als ihren guten Freund in die Bruderschaft des Klosters aufgenommen haben, sondern ihm ausdrücklich die Teilhabe an allen geistlichen Gütern im Kloster selbst wie auch in allen Eberbach unterstellten 30 Männer- und Frauenklöstern zusagten. Außerdem bot ihm der Abt seine Bestattung in der Abtei an. Emmerich Limmelzun ist 1364 zum letzten Mal belegt bzw. als verstorben überliefert.<sup>6</sup> Aus eben dieser Zeit stammt somit der Seelbucheintrag und damit der erste sichere Nachweis eines Elisabethaltars im Kloster Eberbach.

Ein spätgotischer Wandschrein in der nördlichen Wand des Nordseitenschiffs



*Auf der Sohlbank des Schreins die kunstvoll verzierte Gotische Minuskelschrift als Anrufung: „s[anc]ta elyzabeth la[n]tg[ravia]“ (heilige Landgräfin Elisabeth!)*

(4. Joch von Westen) der Klosterkirche bezeugt offensichtlich nicht nur die hervorgehobene Elisabethverehrung in Eberbach, sondern mehr noch den nahe gelegenen Standort des nach der Klösteraufhebung 1803 vernichteten Altars: auf der abgeschrägten Sohlbank des geräumigen Schreins findet sich die kunstvoll verzierte, erhaben ausgeführte Gotische Minuskelschrift als Anrufung: *s(anc)ta elyzabeth la(n)tg(ravia)* = heilige Landgräfin Elisabeth.<sup>7</sup>

Der anspruchsvoll reich ausgeführte Architekturrahmen der Nische ist in den gestäbten Vertikalgewänden mit je zwei übereck stehenden Fialen geschmückt, deren erhaltene Basen rechts



*Spätgotischer Wandschrein des Elisabethaltars in der Klosterkirche Eberbach. (Foto Steyr-Restaurierungen)*

auf zwei kleinen Köpfen (Frauenkopf und Teufelsfratze) ruhen. Darüber befindet sich auf der inneren Fialenbasis ein erhaben verschlungenes Jesusmonogramm *ih(esu)s*. Die Basenzone des gegenüberliegenden (linken) Gewändes ist zerstört. Der Sturz unterhalb des die Nische oben abschließenden Zinnenkranzes ist mit zwei kleinen Wappenschilden belegt: das mutmaßlich Lewensteinsche Löwenwappen und ein bisher ungedeutetes Wappen (darüber Steinmetzzeichen), das der Adelsfamilie der Ehefrau des nicht näher bekannten Stifters zuzurechnen ist.<sup>8</sup> Sowohl die kunsthistorische als auch die inschriftenkundliche Einordnung des Schreins verweisen auf seine Entstehung in der Zeit um 1450; er kann daher allenfalls von einem späteren Nachfahren der Stifter der Totenmesse in Auftrag gegeben worden sein.

Die Funktion des zweifellos mit einer Tür einst verschlossenen Schreins ist nicht mehr eindeutig zu klären. Entweder diente er zur Aufbewahrung der eigens dem Elisabethaltar gewidmeten Sakralgefäße (s. hierzu auch Anm. 4) oder aber als Tabernakel für die im Eberbacher Reliquienverzeichnis von 1502<sup>9</sup> genannten Körperpartikel Elisabeths sowie für die dort als *de tunica* der Heiligen bezeichnete Stoffreliquie. Diese Formulierung legt die Vermutung nahe, dass das heute fehlende Teilstück des berühmten „Bußkleides“ der heiligen Elisabeth<sup>10</sup>, das in der benachbarten Pfarrkirche St. Martin zu Oberwalluf gehütet wird, jenes 1502 genannte Fragment in Eberbach gewesen ist. Die kostbare Berührungsreliquie in Oberwalluf ist ein in seiner Authentizität inzwischen wissenschaftlich weitgehend bestätigtes Schlupfgewand (sog. *cotte* oder *roc*), das der Überlieferung nach die Heilige von ihrem großen Vorbild Franz von Assisi nach ihrem Ausstieg aus der Feudalwelt empfangen hat. Das unscheinbare Wollkleid zählt zu den ganz selten erhalten gebliebenen außerliturgischen Textilien der Stauferzeit. Es gelangte über Beziehungen zum Deutschen Ritterorden in Marburg und Weissenburg im Elsaß in das Frauenkloster Tiefenthal im Rheingau,<sup>11</sup> dessen Konvent kurz danach (1242) dem Zisterzienserorden angeschlossen und der Paternität des Abtes von Eberbach unterstellt worden ist. In der Folge könnte daher der besagte Teil

der Tunika Elisabeths als begehrte Reliquie nach Eberbach übertragen worden sein. Die Reliquien der Heiligen im Kloster Eberbach sind verschollen, ihr „Bußkleid“ gelangte nach der Säkularisation des Klosters Tiefenthal 1803 als Geschenk des neuen nassauischen Landesherrn an die Pfarrkirche in Oberwalluf.

Das ärmliche Gewand steht programmatisch für die selbstlose Entäußerung Elisabeths, die vorgebildet auch in den Idealen der Zisterzienser, wie etwa Distanz zur Welt, Askese, Krankenpflege und Armenspeisung, anklingen.

## Anmerkungen

<sup>1</sup>Heinrich Meyer zu Ermgassen: Siegel Abt Raimunds von Eberbach und Abt Alberts von Arnsburg. In: Sankt Elisabeth – Fürstin, Dienerin, Heilige. Katalog zur Ausstellung, Sigmaringen 1981, Nr. 106, S. 468–469.

<sup>2</sup>Nigel F. Palmer: Zisterzienser und ihre Bücher. Die mittelalterliche Bibliotheksgeschichte von Kloster Eberbach im Rheingau. Regensburg 1998, S. 197.

<sup>3</sup>Karl Rossel: Urkundenbuch Eberbach 2.2, Nr. 678, Wiesbaden 1870.

<sup>4</sup>F. W. E. Roth: Geschichtsquellen des Niederrheingaus 3, Wiesbaden 1880, S. 56. – Die Existenz des Elisabethaltars ist auch in den *Variae annotationes* des Eberbacher Abtes Martin Rifflinck (1498–1506) bezeugt. Unter dem Datum des 7.1.1500 verzeichnet Rifflinck die Kelche seiner Klosterkirche, darunter einen, der – samt Patene – zum Altar der Elizabeth gehört. Eine regelmäßige liturgische Nutzung des Elisabethaltars scheint somit gesichert. Vgl. Michael Oberweis: *Variae annotationes*. Das Geschäftstagebuch Martin Rifflincks. Edition und Übersetzung. In: Das Zisterzienserkloster Eberbach an der Zeitenwende. Abt Martin Rifflinck (1498–1506) zum 500. Todesjahr, hrsg. v. Wolfgang Riedel (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 120). Mainz 2007, S. 449–674, hier S. 464.

<sup>5</sup>Hess. Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HHStAW) 22, U 846. Vgl. Hartmut Heinemann: Patronate und Inkorporationen Eberbach. In: wie Anm. 11, S. 478–489.

<sup>6</sup>Zur Familie vgl. Walther Möller: Stamm-Tafeln Westdeutscher Adels-Geschlechter im Mittelalter 1. Darmstadt 1922, S. 79–82 mit Tafel XXX.

<sup>7</sup>Vgl. hierzu: Die Inschriften des Rheingau-Taunus-Kreises, bearb. von Yvonne Monsees (Die Deutschen Inschriften, Bd. 43, Mainzer Reihe 5). Wiesbaden 1997, Nr. 202, S. 169–170 und Taf. 31, Abb. 70.

<sup>8</sup>HHStAW 22, U 838 a.

<sup>9</sup>HHStAW 22, 436, fol. 17v–18v; abgedruckt bei Karl Rossel: Die Abtei Eberbach im Rheingau, 2. Lieferung: Die Kirche (Denkmäler aus Nassau 3). Wiesbaden 1862, S. 20–22.

<sup>10</sup>Vgl. hierzu: Die Zeit der Staufer, Geschichte – Kunst – Kultur. Ausstellungskatalog Bd. 1, Stuttgart 1977, Nr. 779, S. 620–621 mit Abb. 570.

<sup>11</sup>Yvonne Monsees: Tiefenthal. In: Die Mönchs- und Nonnenklöster der Zisterzienser in Hessen und Thüringen. Bearb. v. F. Jürgensmeier u. R. E. Schwerdfeger (Germania Benedictina, Bd. IV/1–2), St. Ottilien 2011, S. 1522–1555 (im Druck).

# Wie das Christentum in den Rheingau kam

## Sozialpsychologische Beobachtungen zu einem dramatischen kulturellen Paradigmenwechsel im frühen Mittelalter

*Fränkische Gräber im Rheingau ... zeigen ein Nebeneinander heidnischer und christlicher Vorstellungen.*  
(Limburg – Geschichte des Bistums, Bd. 1, S. 14)

Welche Dramatik und seelische Not sich hinter dieser nüchternen Feststellung verbergen, soll im Folgenden ein wenig veranschaulicht werden. Manche schockierenden Phänomene mögen Unbehagen und Widerspruch wecken. Der Beitrag bewegt sich jedoch stets entlang der von der Archäologie bereitgestellten Befunde, bemüht sich allerdings darum, die Dinge konsequent zu Ende zu denken. Während die Archäologie sich nur ungern von der handfesten „naturwissenschaftlichen“ Erfassung ihrer Gegenstände entfernt, wird neuerdings doch als Mangel empfunden, dass „systematische Überlegungen zur Vielfalt möglicher gesellschaftlicher Hintergründe bisher zu kurz“ kommen.<sup>1</sup>

Als Folge der Taufe des fränkischen Königs Chlodwig im Jahre 496 zu Reims breitete sich das Christentum im Merowingerreich zunächst vornehmlich in der adeligen Oberschicht aus. Auch in den alten Städten am Rhein wie Worms, Mainz, Köln u. a. überlebte das römische Christentum die Völkerwanderung. Auf dem Land aber war es – wenn überhaupt – nur oberflächlich angenommen worden. Das Leben der ländlichen Bevölkerung war weiterhin noch lange von der heidnischen Volksreligiosität geprägt.<sup>2</sup>

### **Die heidnisch-fränkische Bestattungssitte mit Beigaben**

Ausdruck dessen war vor allem ein recht plastischer Jenseitsglaube, der die Verstorbenen

als im Jenseits fortlebende individuelle Persönlichkeiten betrachtete. Sie wurden ungefähr in West-Ost-Richtung, der Kopf im Westen, mit dem Blick zur aufgehenden Sonne in Flachgräbern von durchschnittlich zwei bis drei Meter Tiefe beigesetzt. Als Beigaben erhielten die Männer ihre gesamte Waffengarnitur: Langschwert (*Spatha*), Kurzschild (*Sax*), Streitaxt (*Franziska*), Messer, Lanze, Pfeile und die Gürtelgarnitur mit ins Grab. Den Frauen gab man den Schmuck mit, vor allem vergoldete Bügelfibeln und silberne Scheibfibeln mit Almandinen, Arm- und Fingerringe, Perlenketten, Gürtel, Amulette, Muscheln usw.<sup>3</sup> Meist am Fußende waren bei Männern wie Frauen Keramik- und Glasgefäße, wie Schalen, Schüsseln, Töpfe, Gläser deponiert, die reichlich mit Speisen und Getränken gefüllt waren: Man hat Reste vom Schwein, Rind, Feldhasen und Huhn gefunden, sogar Schalen von Hühnereiern in einem Geisenheimer Kindergrab.<sup>4</sup> Männern wie Frauen konnten Münzen mitgegeben werden. Der sog. *Charonspfennig* oder *Obolus* wurde ihnen auf die Zunge oder in die Hand gelegt als Fährlohn für die Überfahrt über den *Styx*. So zeugt das ganze Fundbild von einer sorgfältigen Ausstattung, wenn nicht gar liebevollen Vorsorge der Angehörigen für die Verstorbenen.

Das waren auch die religiösen Vorstellungen und Bestattungspraktiken der fränkischen Siedler, die um 500 n. Chr. im Rheingau die Ortschaften am Rheinufer entlang teils gründeten, teils neu organisierten. Zumeist am Rand der ältesten Siedlungskerne sind die sog. *Fränkischen Friedhöfe* gefunden worden sind.<sup>5</sup> Belegzeit war etwa Ende 5. bis Anfang 8. Jahrhundert. Am besten beschrieben und

erforscht sind die Friedhöfe von Eltville an der Erbacher Straße mit 646 Gräbern und Geisenheim in der Beinstraße („Bachelin’scher Garten“) mit 46 (bisher entdeckten) Gräbern.<sup>6</sup> Daher werden deren Befunde hier vor allem herangezogen.

### Frühe Zeichen christlichen Glaubens

Welche Hinweise auf den christlichen Glauben sind nun in den Bestattungen jener Zeit zu fin-

den? Die Zahl der Objekte mit christlicher Symbolik ist äußerst gering. In Eltville sind es fünf, in Geisenheim und Rüdesheim je zwei sowie in Oestrich und Winkel je eins.

Es handelt sich dabei in Eltville um

- einen Silberlöffel aus einem Kindergrab (A. 6. Jh.), dem eine liturgische Funktion beim Abendmahl oder der Taufe zugesprochen werden könnte, bei dem es indessen naheliegender

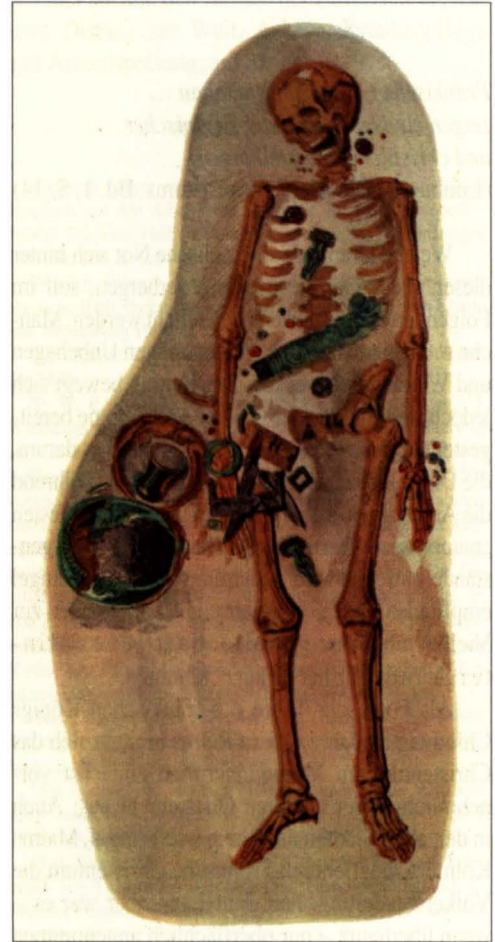


Abb. 1: Bestattung eines weaffenfähigen Mannes u. a. mit Langschwert und Schild(buckel), großem und kleinem Messer, Schere, hölzernem Kamm, Bronzebecken, Tongefäß und Glasbecher – Abb. 2: Bestattung einer Frau mit zwei vergoldeten Bügelfibeln aus Bronze, zwei silbernen Scheibefibeln mit Almandinen, Halskette aus Glasperlen, zwei Armbändern mit Ton- und Glasperlen, Arm- und Fingerring von Bronze, Schere, kleinem Messer, Messer „mit zwei Handhaben“, Kamm aus Holz, Bronzebecken, gefüllt mit Haselnüssen, Tongefäß und Glasbecher

(Aquarelle aus dem berühmten Werk der Brüder Wilhelm und Ludwig Lindenschmit von 1848 über „Das Germanische Totenlager bei Selzen“, in dem zum ersten Mal die in Rheinhessen (und im Rheingau) vorkommenden Gräber mit Beigaben den um 500 n. Chr. hier eingewanderten Franken zugeschrieben wurden - Taf. 7 und 10)

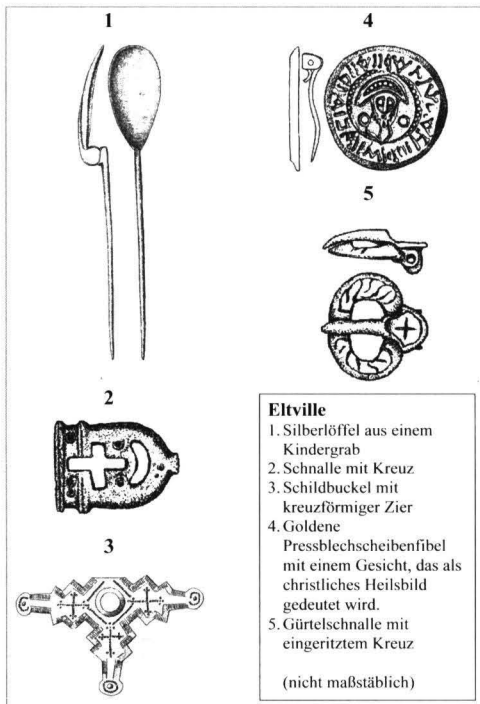


Abb. 3: Grabbeigaben aus dem Rheingau mit christlichen Symbolen 1–5

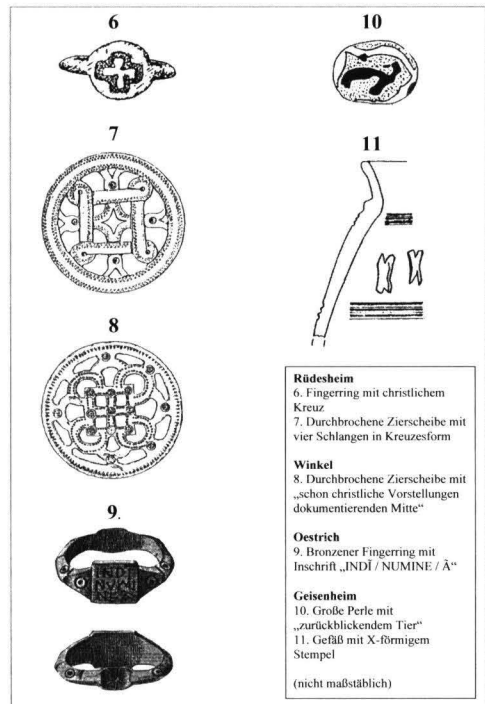


Abb. 4: Grabbeigaben aus dem Rheingau mit christlichen Symbolen 6–11

ist, an das „Breilöffelchen“ des beigesetzten Kindes zu denken.<sup>7</sup>

- eine Schnalle mit einem Kreuz<sup>8</sup>
- einen Schildbuckel mit kreuzförmiger Zier als Heils- und Schutzzeichen (M. 7. Jh.),<sup>9</sup>
- eine goldene Pressblechscheibenfibel (E. 7. Jh.) aus einem Frauengrab, bei der es schwerfällt, den christlichen Gehalt einigermaßen plausibel zu machen: Die Fibel zeigt umgeben von einem unterbrochenen Perlenkranz und einer entstellten Umschrift ein Gesicht mit Spitzbart, das als christliches Heilsbild gedeutet wird,<sup>10</sup>
- sowie eine 1969 als Lesefund geborgene Gürtelschnalle, auf deren Dornplatte ein kleines Kreuz eingeritzt ist.<sup>11</sup>

Aus dem angeschnittenen Frankenfriedhof in Rüdesheim stammen

- ein Fingerring mit christlichem Kreuz und
- eine durchbrochene Zierscheibe mit vier Schlangen in Kreuzesform.<sup>12</sup>

In Winkel ist

- eine durchbrochene Zierscheibe mit einer „schon christliche Vorstellungen dokumentierenden Mitte“ gefunden worden.<sup>13</sup>

Das älteste Zeugnis eines christlichen Bekenntnisses aus Oestrich ist

- ein bronzener Fingerring (7./8. Jh.) mit der Inschrift INDĪ / NUMINE / Ä (= IN DEI NOMINE / AMEN = „Im Namen Gottes, Amen“).<sup>14</sup>

Aus Geisenheim liegen (bisher) noch keine so relativ eindeutigen Funde mit christlicher Symbolik vor. Hier wird der Versuch unternommen,

- eine große Perle der Perlenkette aus Grab 22, dem sog. „Grab einer vornehmen Dame“ (M. 6. Jh.), im christlichen Horizont zu interpretieren: Das schwer deutbare Zeichen soll ein zurückblickendes Tier darstellen.<sup>15</sup> Es könnte – so meint man aufgrund von Parallelen – ein heidnisches, besonders wachsam Tier darstellen, das entweder durch ein benachbart beigegebenes Kreuz gebannt wurde oder sich durch Zerfleischung selbst

vernichtet. Es könnte sich aber auch noch um ein heidnisches Glückssymbol handeln.<sup>16</sup> Als „interessant“ im Sinne unserer Fragestellung wird noch ein Gefäßrest mit einem X-förmigen Stempel diskutiert, „der etwa einen Menschen mit betend erhobenen Armen darstellen soll“.<sup>17</sup>

### Das Phänomen der „alt gestörten“ Grabstätten

Nun findet sich in der archäologischen Literatur bei der Untersuchung merowingerzeitlicher Gräber durchgängig die nüchterne Feststellung: „alt gestört“, d.h. in der Regel sind über 90 Prozent der Gräber beraubt geworden.<sup>18</sup> Nicht moderne Sondengänger oder Schatzsucher aller Art sind hier tätig gewesen: Die Grabstätten sind vielmehr bereits kurze Zeit nach ihrer Anlage „gestört“ worden. Diese allgemeine Erfahrung stimmt mit dem Geisenheimer Befund überein, wo von 46 beschriebenen Gräbern 43 (= 93 Prozent) beraubt sind.<sup>19</sup> Ein von der Regel abweichender Sachverhalt liegt merkwürdigerweise in Eltville vor, wo von 646 Gräbern „nur“ 191 (= 30 Prozent) „alt gestört“ sind.<sup>20</sup>

Datiert werden die Störungen nach dem Zustand der Skelette. Bei Hinweisen auf zum Zeitpunkt der Beraubung noch vorhandene organische Substanzen geht man von 1 bis 3 Jahren nach der Bestattung aus. Sofern der Körper sich noch im Sehnenverband befand, setzt man 5 bis 10 Jahre nach der Anlage des Grabes an.<sup>21</sup> Einen konkret nachgewiesenen Fall früher Beraubung haben wir in Geisenheim (Grab 8): „Diese kann, nachdem offensichtlich Becken- und Beinknochen im Zusammenhang blieben, nicht sehr viel nach der Grablegung erfolgt sein“.<sup>22</sup>

Es muss also gleichzeitig Menschen gegeben haben, die es auf die vergrabenen Wertgegenstände abgesehen hatten, und solche, die etwa als Familienangehörige genau diese Wertgegenstände hergaben, Gegenstände, die sie sich unmittelbar nach dem Ableben des Familienmitgliedes auch in aller Stille hätten aneignen können. Warum dies nicht geschehen ist, bringt uns auf die nähere Betrachtung des Beerdigungskultes, auf die Rituale und traditionellen Bestattungsbräuche, auf die soziale Bedeutung, die sozialen, religiösen und psychischen Implikationen, die beim Ableben eines

Mitglieds der Gemeinschaft wirksam wurden. Der gesellschaftliche Akt der Bestattung ist ritualisiert, sozial gebunden und ereignet sich in einem bestimmten, wenn auch heute vielfach differenzierten, aber dennoch weitgehend vorgeprägten Erwartungshorizont.

### Das heidnische Bestattungsritual

Vor der Niederlegung des Leichnams, der eigentlichen Grablege, hat es Rituale gegeben, die von den Hinterbliebenen vollzogen wurden. Dazu gehörte in erster Linie die Aufbahrung. Der Verstorbene wurde vor den Nachbarn und der ganzen Dorfgemeinschaft regelrecht „präsentiert“, indem man offen zeigte, welche Beigaben ihm mit ins Grab gegeben werden sollten. In diesem Moment, da der Außenstehende Einblick in die persönlichsten Verhältnisse des Verstorbenen bekam, offenbarte sich sein wirklicher Reichtum. Damit wurde sein sozialer Rang und vor allem der sei-



Abb. 5: Zeichnerische Darstellung einer Grabberaubung, rekonstruiert nach Befunden in Friedberg-Bruchenbrücken (Wetteraukreis) (Aus: Bofinger-Sikora: Grabraub, S. 56)

ner Hinterbliebenen bestätigt. Nur als öffentliches Ereignis konnte der bei dem Beerdigungsritual betriebene Aufwand seine soziale Wirkung entfalten. Und von diesen – eingangs als Beigaben beschriebenen – wertvollen Gegenständen trennte sich die Familie nun demonstrativ. Sie sollten dem bzw. der Verstorbenen im Jenseits weiterhin zur Verfügung stehen, um das standesgemäße Auftreten dortselbst zu sichern.

Wie war es möglich, dass Familien in der Lage waren, eine derartige – zweifellos starke – moralische Anstrengung zu vollbringen? Bei der Suche nach den grundlegenden Motiven ist sicherlich auszugehen von sozialen Bindekräften wie dem natürlich gegebenen Zusammenhalt des Familienverbandes, auch von der Liebe, die die Familienangehörigen verband, Kräfte, die über den Tod hinaus wirksam blieben und sich in einem starken Jenseitsglauben und dem Wunsch manifestierten, mit dem Verstorbenen in Güte verbunden zu bleiben.

### Die Rechtslage

Diese psychische Verfassung, die durch die religiöse Jenseitsvorstellung ins Unendliche verlängert wurde, wird nun gesichert durch einen im germanischen Recht streng geregelten Anspruch des Erblässers.<sup>23</sup> Das Familieneigentum unterlag zwar der Bindung an die Hausgemeinschaft und war insofern der freien Verfügung entzogen, aber auf bestimmte Gegenstände des persönlichen Gebrauchs hatte man einen Rechtsanspruch – auch über den Tod hinaus (*Totengabe*), bei Männern eben auf Kleider, Waffen und Streitross (*Heergewäte*), bei Frauen auf Kleidung und Schmuck (*Gerade*). Man glaubte, dass sich der Tote als *Wiedergänger*<sup>24</sup> die ihm zustehenden Gegenstände selbst holen werde, falls ihm diese vorenthalten würden oder sein Grab beraubt werden sollte. Spuren dieser offenbar weit verbreiteten Furcht vor der Rache des Wiedergängers finden sich tatsächlich auch im Rheingau. Bei 16 gestörten Gräbern auf dem Eltviller Friedhof sind große Steine aufgefallen, mit denen die Skelette der Beraubten beschwert waren. Zuweilen sind sie auch in den Raubschacht hineingeworfen worden.<sup>25</sup> In Einzelfällen hat man schwere Steine nachgewiesen, die schon bei der Bestattung auf

den Verstorbenen gelegt worden sein müssen, ein deutlicher Hinweis auf die Furcht vor dem Wiedergängertum.<sup>26</sup>

Wer waren nun die Täter? In der archäologischen Fachliteratur ist mitunter von „lichtscheuem Gesindel“ die Rede, von einem „schmutzigen Gewerbe“ oder einfach von einer „verabscheuungswürdigen“, aber leider verbreiteten beklagenswerten „Unsitte“.<sup>27</sup> Fast alle Autoren lehnen jedoch die Annahme ab, dass organisierte Banden von Ort zu Ort zogen und die Friedhöfe durch Raubgrabungen plünderten.<sup>28</sup>

### Beobachtungen zur Durchführung der Grabstörungen

Kann man aus der Art der Vorgehensweise auf bestimmte Täter oder Tätergruppen schließen? Offensichtlich verfügten die Störer über eine genaue Ortskenntnis; denn man hielt sich häufig genau an die Grabgrubengrenzen, was beweist, „dass man die Tat nicht sehr lange nach der Beerdigung begangen haben konnte, als die Grabgrube noch äußerlich kenntlich war“.<sup>29</sup> Die Täter konnten auch Männer- und Frauengräber unterscheiden; denn Raubschächte zielten bei Männergräbern auf Teile der Bewaffnung im Beckenbereich, bei Frauengräbern auf den Oberkörper mit dem Trachtenschmuck.<sup>30</sup> Mit „Stoherstangen“ aus Eisen suchte man festzustellen, ob sich der Aufwand lohnte. Wegen des oft beträchtlichen Arbeitsaufwandes wird ein „heimliches Tun“ einzelner Individuen in der Forschung oft bezweifelt. Da mitunter mehrere Gruben gleichzeitig geöffnet und geplündert wurden, muss man sogar davon ausgehen, dass die Aktionen unter den Augen der ansässigen Bevölkerung geschahen.<sup>31</sup>

Wenn fast hundert Prozent der Gräber als „früh gestört“ klassifiziert werden und Einigkeit darüber besteht, dass es keine durch die Lande ziehenden Räuberbanden gewesen sind, auch die Nähe zum Zeitpunkt der Grabanlagen als gesichert gilt, dann müssen die Täter aus dem lokalen und zeitlichen Umfeld der Bestatteten stammen. Dann sind es Dorfbewohner, Nachbarn, Verwandte, sogar engste Familienangehörige, wie Söhne, (Töchter?), Neffen und Enkel der Bestatteten gewesen.<sup>32</sup> Diese wussten am besten über die Örtlichkeiten Bescheid

und was aus bestimmten Gräbern zu holen war. Sie haben die bestatteten Personen womöglich gekannt, sind bei der Aufbahrung zugegen gewesen oder haben die Beerdigung sogar noch selbst ausgerichtet. Eine geradezu groteske Vorstellung!

Hinsichtlich der Motive wird zwar eine Reihe unterschiedlicher Beweggründe<sup>33</sup> diskutiert, als Tatmotiv dominiert aber eindeutig die persönliche Bereicherung, die schlichte Habgier.<sup>34</sup> Bei Männern hätten es die Räuber auf die Schwerter mit den Gürteln, bei Frauen auf den Fibelschmuck und allgemein auf wiederverwertbare Bronzegefäße abgesehen.

### **Die „Glaubenskrise“ und die Wandlung der Jenseitsvorstellung**

Damit nähern wir uns dem Kern des hier diskutierten Problems: der kulturellen, geistig-religiösen Befindlichkeit der Menschen in der Phase des Umbruchs und der Rolle des Christentums dabei. Zweifellos ist die Missionierung und das allmähliche Eindringen der Christenlehre in die überkommene Glaubenswelt von entscheidender Bedeutung gewesen. Die Vorstellung vom Fortleben nach dem Tod wurde ihrer anschaulichen Bildhaftigkeit (Plastizität) entkleidet und durch den spirituelleren Begriff der Seele ersetzt. Damit verloren die dem Verstorbenen mitgegebenen Gegenstände ihre Bedeutung. Der Glaube und die überkommene Rechtsordnung hatten die in der Regel wertvollen Beigaben schützend eingehüllt. Mit dem Wegfall des metaphysischen Überbaues, ihrer geglaubten Bedeutung, wurden die bislang wirkmächtigen Hemmungen reduziert, fiel der nackte Materialwert in den Blick und war dem Zugriff und dem allenthalben vorhandenen „menschlichen“ Verlangen nach Bereicherung ausgesetzt. So verfiel allmählich das moralische Potenzial der traditionellen altgermanischen Vorstellungswelt. Hinzu kam, dass nach altem Recht die persönlichen Gegenstände, die dem Verstorbenen zur Weiterbenutzung im Jenseits nicht ins Grab folgten, an die nächsten Verwandten fielen<sup>35</sup>, so dass diese nunmehr unter dem Einfluss der neuen Lehre, für die es dieses Jenseits gar nicht mehr gab, gewissermaßen einen Rechtsanspruch auf die funktionslos gewordenen Beigaben hatten. Für die

Zeitgenossen war es sicherlich eine von höchster seelischer Spannung geprägte gesellschaftliche Situation. Man konnte in dieser Zeit des Umbruchs geradezu zwei Rollen spielen: So hielten die meisten Familien aus den oben dargelegten Gründen zwar einerseits öffentlich noch bis ins 8. Jh. an den alten Bestattungsritualen fest. Andererseits konnten Mitglieder einer (Groß-) Familie aber womöglich schon kurze Zeit später die Gräber öffnen und – ohne schlechtes Gewissen – das „Familien-eigentum“ daraus entnehmen. Das erklärt, wieso es beispielsweise im 7. Jh. nachweislich sogar möglich gewesen ist, aus Gräbern stammende Gegenstände offen zu tragen.<sup>36</sup> Andererseits achtete man offenbar aber auch darauf, „christliche Gräber“ insoweit zu schonen, als man Stücke mit christlicher Symbolik nicht anrührte.<sup>37</sup> Ein in diesem Sinne deutlicher Fall liegt möglicherweise in Eltville vor (Grab 291), wo man eine Schnalle vermutlich christlichen Charakters zurückließ.<sup>38</sup>

Alles in allem haben wir es mit einer tief gespaltenen Zeit zu tun, mit einer Zeit dramatischer äußerer und innerer Spannungen und seelischer Not. Signatur der Zeit ist die Zerrissenheit gewesen, das Vorhandensein unvereinbarer Gegensätze. Es gab einen ausgeprägten Synkretismus.<sup>39</sup> Eine in ihrem Kern noch heidnische Gesellschaft hatte das Bekenntnis zum christlichen Glauben zwar angenommen, begann aber erst mit der Zeit, die neuen Lebensnormen zu praktizieren.

Es ist allerdings kaum möglich, eine kontinuierliche Entwicklungslinie für das allmähliche Erstarken des Christentums zu zeichnen. Einige Tatsachen sind immerhin feststellbar: Dass Gräber im 7. Jh. generell viel häufiger beraubt wurden als im 6. Jh. wird als Indiz für die geistige Veränderung gewertet, die das Christentum auslöste<sup>40</sup>. Die Beigabensitte lässt in der 2. Hälfte des 7. Jhs. zwar nach, als christlich im eigentlichen Sinn können wohl nur gänzlich beigabenlose, einfache Erdgräber der ausgehenden Merowingerzeit (8. Jh.) gelten. Im 7. Jh. schließen sich Totenausstattung und Christentum nicht aus. Die Zahl der beraubten Gräber in Eltville ist in der Anfangsphase (Ende 5. bis Mitte 6. Jh.) „auffällig niedrig“, gezielte Beraubung ist dann während der gesamten Belegungszeit bis zum Anfang des 8. Jh. festzustellen, mit

dem Höhepunkt in der 1. Hälfte des 7. Jh. Mit der Entfernung vom Zeitpunkt der Bestattung scheint Grabraub „gewissermaßen legitimiert und allgemein üblich“ geworden zu sein.<sup>41</sup> Es wird sogar angenommen, dass es wegen der häufig fast zu hundert Prozent gestörten Grabstätten gegen Ende der Belegungszeit im Laufe des 8. Jahrhunderts zu regelrechten kollektiven Plünderungen des traditionellen Bestattungsortes gekommen ist.<sup>42</sup>

Die ehemaligen Begräbnisplätze der Ahnen gerieten allenthalben in Vergessenheit, oder die Erinnerung an sie wurde so gründlich verdrängt, dass man sogar vergaß, wie sie einst hießen. Aber als unverständener, rätselhafter Flurname überlebte die alte Bezeichnung mancherorts.<sup>43</sup> Im Allgemeinen mieden die Menschen diese Orte oder begegneten ihnen mit einer merkwürdigen Scheu. Heckenrosen überwucherten die allmählich verwilderten Plätze. Und Gespenstergeschichten erzählte man sich. Besonders im Umkreis der Kreuzwege und Wegscheidungen (*trivia*) am Ende der Dörfer spukte es.<sup>44</sup> In diesen Bereichen befanden sich zumeist die heidnischen Gräberfelder.

### Von der heidnischen Beigabe zur christlichen Seelenstiftung

Aufgrund der christlichen Vorstellung vom Fortleben der individuellen Seele lehrte die Kirche, dass die dem Verstorbenen mitgegebenen Gegenstände ihm im Jenseits kaum nützlich sein werden. Das heißt aber nicht, dass damit auch das Bedürfnis nach angemessener Vorsorge für die Existenz im Jenseits erloschen gewesen wäre. Im Gegenteil: Die christliche Lehre von der Erbsünde und der persönlichen Sündhaftigkeit vermittelte den Menschen eine neue psychologische Befindlichkeit, die sie vorher nicht kannten. Von nun an erfüllte sie die Sorge, am Ende der Tage vor dem Richterstuhl Gottes bestehen zu können. Und so sann sie darauf, wie und mit welchen Mitteln sie weiterhin Vorsorge treffen könnten. Da wandelte

sich die heidnische Grabbeigabensitte in eine christliche Stiftungskultur zum Heil der Seele, während die bisherige Funktion als einer Vorsorge für das Jenseits erhalten blieb.

Und diese Phase können wir nun bereits in schriftlichen Quellen fassen. Es handelt sich um die im 8. Jh. einsetzenden zahllosen Schenkungsurkunden, z.B. der Klöster Lorsch und Fulda.

- Man schenkte zunächst und zuerst, um für die eigenen schweren Sünden dereinst Vergebung zu erlangen (... *pro malis peccatis meis ut in futuro ueniam aliquam merear* ...) <sup>45</sup>,
- dann für sich und für das Seelenheil von Familienangehörigen, z.B. des Bruders. So lautet etwa die schon formelhafte Begründung für eine Schenkung an das Kloster Fulda: „Um für meine schweren Sünden Vergebung zu erlangen, schenke ich für das Seelenheil meines Bruders Hiltwin ... dem Kloster des hl. Bonifatius ...“ (... *pro malis peccatis meis in futuro ut ueniam aliquam promerire merear, dono pro remedium animae fratris mei Hiltuwin ad monasterium sancti Bonifatii* ...) <sup>46</sup>
- 758 macht ein Ehepaar eine Schenkung, um Vergebung für seine Sünden zu erlangen (... *ego Ratharius et coniux mea Asperin ... pro malis peccatis nostris* ...) <sup>47</sup>
- Schließlich schenkt man zum eigenen und zum Seelenheil der (verstorbenen) Eltern (... *ob remedium animae meae et parentum meorum* ...) <sup>48</sup>

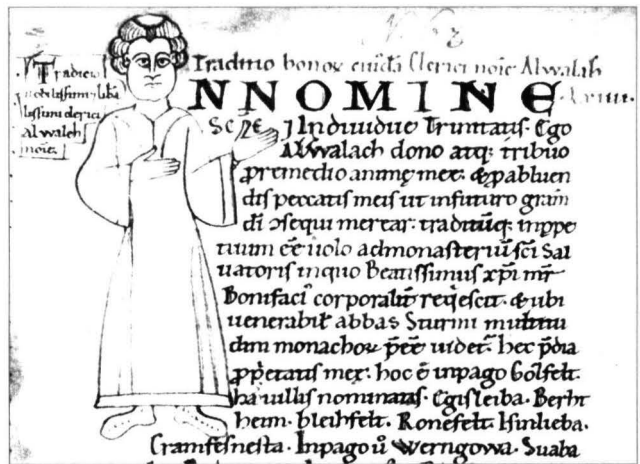


Abb. 6: Schenkungsurkunde des Geistlichen Alwalach für das Kloster Fulda von 772 (Struck: Geisenheim, Taf. II)

Ein berühmtes Beispiel ist die Schenkungsurkunde vom 20. Januar 772, in der Geisenheim (*Gîsenheim*) und der Rheingau (*Rînechgôwe*) erstmals urkundlich erwähnt sind. Der edle Geistliche Alwalach schenkte und übertrug dem Kloster Fulda unter Vorbehalt lebenslänglichen Nießbrauchs Besitzungen in 23 Orten, darunter auch in Geisenheim zu seinem Seelenheil und zur Reinwaschung von seinen Sünden, um dereinst (beim Jüngsten Gericht) Gnade zu finden bei Gott ...“ (*Ego Alwalach dono atque tribuo pro remedio animae meae et pro abluendis peccatis meis ut in futuro gratiam dei consequi merear...*)<sup>49</sup> Abschließend greift er diese Sorge noch einmal auf, indem er darum bittet, die Mönche mögen seiner stets gedenken, dass er teilhabe am Reich Gottes (... *ut fratres ... semper memores esse mei uelint ut partem habeam in regno dei...*).

Die Kirche bot also die Möglichkeit an, auch weiterhin das Bedürfnis nach einer Vorsorge für die Existenz im Jenseits zu befriedigen, indem man die traditionelle Totengabe, die als Rechtsanspruch ja weiterhin Bestand hatte, in eine der neuen Lehre entsprechende, der Seele dienliche Stiftung oder Schenkung umzuwandeln (*Seelenstiftung, Seelgerät*). Diese konnte der Kirche oder den Klöstern zugewandt werden, wo eine Vielzahl von Mönchen sich unter der Leitung des Abtes durch Gebete, Fasten und andere geistliche Übungen für das Seelenheil der Stifter abmühte. Im Anschluss an die Mahnung des hl. Augustinus, Christus, d.h. die Kirche, gleich einem Sohne zum Erben zu machen, forderten die Kirche (und der König) dazu auf, einen Teil des Familienvermögens (*Freiteil*) zum Heil der Seele zu stiften (*Seelteil*). So wurde dem Erblasser gestattet, abweichend vom überkommenen germanischen Recht ohne Zustimmung der wartberechtigten Erben über einen erweiterten Anteil zu verfügen.<sup>50</sup>

Damit wurde die Grundlage gelegt für den enormen Reichtum, den die alten Klöster wie Fulda und das Reichskloster Lorsch im Laufe der Jahrhunderte ansammelten und worüber das Lorschener (*Codex Laureshamensis*) und das Fuldaer Urkundenbuch (*Codex Eberhardi II*) mit ihren zahllosen Schenkungsurkunden Zeugnis ablegen. In viel späterer Zeit ist so auch der Johannesberg in

den Besitz des Klosters Fulda gelangt, das daselbst ein „Weinbau-Schloss“ errichtete.

### **Heidnische und christliche Respektierung der Totenruhe**

Mit der allmählichen Auflösung des alten Glaubens und der damit einhergehenden „Grabräuberei“ stand die Kirche vor dem Problem, dass der Respekt vor der Totenruhe verloren ging, die sie für fundamental wichtig erachtete, da der Mensch am Ende der Tage als ganzer unversehrt wieder auferstehen sollte. So verurteilte sie unter Strafandrohung aufs strengste die Störung der Totenruhe und fand sich damit in Übereinstimmung mit den germanischen Volksrechten, worin noch im 8. Jh. strengste Strafen für Leichenfledderei angedroht wurden. Nach alamannischem Volksrecht war der Grabraub mit hohen Geldstrafen belegt.<sup>51</sup> In der fränkischen *Lex Salica* (763/64) heißt es, „wer eine bestattete Leiche ausgräbt und ausplündert“ wird „friedlos“ gestellt, d.h. aus der Gesellschaft ausgestoßen bis zur Wiedergutmachung bei den Verwandten und zur gerichtlichen Erlaubnis, wieder „unter Menschen zu wohnen“.<sup>52</sup> Die Verbannung aus der menschlichen Gemeinschaft war also nächst der Todesstrafe die höchste Strafe, die verhängt werden konnte.

### **Veränderte Bestattungssitten im Zeichen des neuen Glaubens**

Mit der Zeit gewann das Christentum im Rheingau nun doch die Oberhand, und die Christengemeinden brauchten einen Versammlungsort zur Feier der Liturgie. Also errichteten die Ortsherren zumeist im Bereich ihrer Fronhöfe eine sog. Eigenkirche für ihre Leute auf den Hofreiten und sorgten durch die Bestallung von Pfarrern für ein ordnungsgemäßes kirchliches Leben. Das wird spätestens in karolingischer Zeit um die Mitte des 8. Jh. angefangen haben. Es ist die Zeit, in der die alten Begräbnisplätze aufgegeben und im Umkreis der ersten „Kirchlein“ als „Kirch- oder Friedhöfe“ neu angelegt worden sind. Und auch bei diesem Vorgang spielte die Sorge um das Seelenheil eine entscheidende Rolle; denn erstrebenswert ist gewesen, den Tag der Auferstehung in möglichst großer Nähe zum Heiligtum zu erwarten. Noch

scheute man sich indessen, das Innere der Kirche selbst als Begräbnisplatz zu nutzen. So wurden die Toten anfangs erst im Eingangsbereich der Kirche begraben, der den Eingang zum Himmel symbolisierte.<sup>53</sup> Aber selbst noch zu dieser Zeit wurden den eindeutig als Christen Verstorbenen gelegentlich Grabbeigaben mitgegeben, Zeugnisse für die Zählebigkeit heidnischen Verständnisses.<sup>54</sup> Allmählich wurde aber auch das Kircheninnere, vor allem der Chorraum, als Begräbnisplatz „erobert“. Hierbei entschied die gesellschaftliche Stellung darüber, wie nahe man dem Allerheiligsten kommen konnte.<sup>55</sup> Exemplarisch seien hier die Verhältnisse in Geisenheim skizziert: Außer dem Pfarrer und dem Frühmesser hatte auch der ortsansässige Adel das Recht, in der Kirche bestattet zu werden. So gab es früher eine größere Anzahl von Gräbern mit den entsprechenden

Grabplatten im Chor und Kirchenschiff. Im Laufe der Jahrhunderte haben mannigfache Eingriffe in das Gräberfeld unter dem Kirchenboden stattgefunden: 1840 erhöhte man den Boden des Chores um zwei Fuß und deckte dabei sechs Grabplatten zu. 1964 kamen drei von ihnen bei der Anlage moderner Heizungskanäle wieder zum Vorschein. Es ist ziemlich sicher, dass unter dem Chorraum weitere, bisher unentdeckte Gräber liegen. Überliefert sind mehr als zwei Dutzend Grabinschriften hochgestellter Personen, die einst in der Kirche bestattet waren.<sup>56</sup> Der derzeitige Befund an sichtbaren Grabmälern und -platten ist daher nur ein zufälliger Restbestand. Die Inschriften preisen in der Regel die hohe Abkunft der Verstorbenen, ihre Taten und Tugenden und wenden sich an den Betrachter, um ihn an die Vergänglichkeit des Lebens zu erinnern. Die heute sichtbaren Epitaphien im Chorraum dürften nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt des Kirchenschmucks ausgewählt worden sein, sie demonstrieren aber zugleich die hohe gesellschaftliche Stellung der Verstorbenen und ihrer Familien.

So finden wir links neben dem Hauptaltar zwei schlichte Marmorepitaphien für die Geisenheimer Pfarrer Heinrich Müller († 1772) und Michael Wieger († 1706) sowie rechts für Pfarrer Sebastian Neeb († 1751). Die schönsten und repräsentativsten Epitaphien im Chor sind heute noch die Doppelgrabdenkmäler für Friedrich d. Ä. v. Stockheim († 1528) und seine Frau Irmel v. Karben († 1529) und das marmorne Grabdenkmal für Philipp Erwein v. Schönborn († 1668) und seine Frau Ursula geb. Greiffenclau v. Vollrads († 1683).

### Der endgültige Durchbruch des Christetums

Aus dem Frühmittelalter stammen die ältesten Kirchen im Rheingau, wie z. B. der Vorgängerbau der heutigen romanischen Basilika in Mittelheim (10./11. Jh.).<sup>57</sup> In Geisenheim ist ein frühes, großartiges Relikt aus dieser Zeit gefunden worden, ein nahezu zwei Meter langer Türsturz aus hellem Sandstein, als dessen Herkunftsort der karolingische Gründungsbau der heutigen katholischen Pfarrkirche vermutet werden kann. Bis 1913 war der Stein über der Tür eines Pferdestalles eingemauert. Er befindet sich heute im Museum Wies-

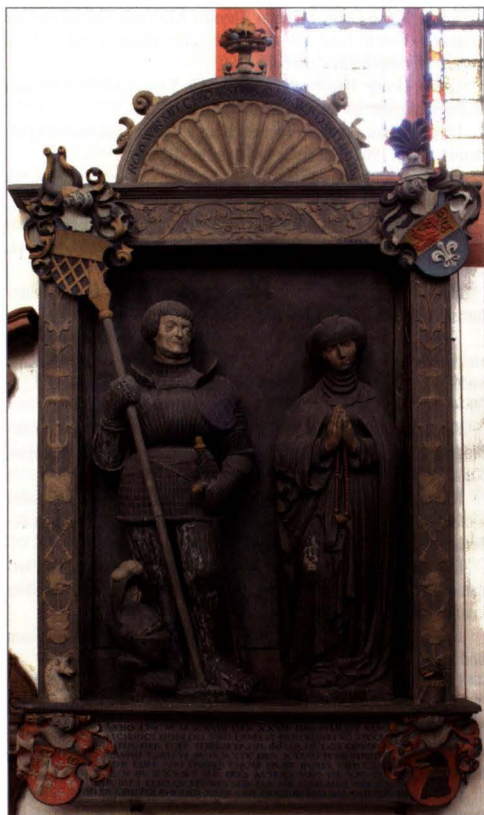


Abb. 7: Epitaph für Friedrich d. Ä. v. Stockheim und seine Frau Irmel v. Karben von 1536 im Chorraum der Pfarrkirche Hl. Kreuz, Geisenheim (Laufs: Domführer, S. 30)



Abb. 8: Karolingischer Türsturz, vermutlich aus der frühmittelalterlichen Kirche in Geisenheim (Laufs: Domführer, S. 6). Inmitten eines von einem Ornamentband mit Rauten begrenzten Giebfeldes ist die Figur Christi abgebildet. Seine über zwei Kreuzen ausgebreiteten Arme mit übergroßen Händen stellen ihn als den Gekreuzigten dar. Die Winkel des Giebfeldes füllt links und rechts je ein achtspeichiges (Sonnen-)Rad mit je einem Halbkreissegment (Halbmonden) darunter. Oben in den Ecken beiderseits über dem Giebfeld erscheint noch einmal jeweils ein (Sonnen-)Rad mit acht Speichen, während die restliche Fläche daneben mit schnurartigen, linienförmig-schmalen Steinrippen ausgefüllt ist. Ein umlaufendes Band hüllt das gesamte Giebfeld ein und ist insbesondere um die eigentliche Kreuzigungsgruppe gelegt.

baden in der Sammlung nassauischer Altertümer. Die Skulptur gilt als die älteste deutsche Kreuzigungsdarstellung in Stein.<sup>58</sup>: Dem Besucher des frühmittelalterlichen Gotteshauses wurde schon am Portal die tröstliche Botschaft verkündet: Über allem Kreuzesleid ist das göttliche Erbarmen ausgebreitet wie ein Mantel. Der Stein kann auch verstanden werden als der faszinierende Ausdruck der Begegnung von germanischem Heidentum, ausgedrückt durch die Sonnenräder und geometrischen Schmuckformen, mit dem sich ausbreitenden Christentum, wie es im Bild der Kreuzigung Christi zum Ausdruck kommt.

Damit hatte die tröstliche Seite der christlichen Botschaft die Menschen erreicht und einen frühen, noch ungelungenen künstlerischen Ausdruck gefunden.<sup>59</sup>

## Literatur

- Bächtold-Stäubli, Hanns: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 1–10, Berlin 1987.
- Blaich, Markus C.: Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Eltville, Rheingau-Taunus-Kreis. Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Rheingaus vom 5. bis 8. Jahrhundert. 2 Bde., Wiesbaden 2006.
- Bofinger, Jörg und Przemyslaw Sikora: Reihenweise ausgeraubt: Beobachtungen zum Grabraub im frühen Mittelalter. In: Raugräber – Schatzgräber (Hrsg. Museum Biberach – Frank Brunecker). Biberach 2008, S. 48–59.
- Conrad, Hermann: Deutsche Rechtsgeschichte. Bd.1, Karlsruhe 2. Aufl. 1962.

- Crone, Marie-Luise, Matthias Theodor Kloft und Gabriel Hefelev: Limburg – Geschichte des Bistums, Bd. 1: Grundlegung und Ausbreitung des Evangeliums. Strasbourg 1993.
- Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Hessen II, Regierungsbezirk Darmstadt. Berlin 2008.
- Dronke, Ernst Friedrich Johann (Hrsg.): Codex Diplomaticus Fuldensis. Aalen 1962 (Neudruck der Ausgabe 1850).
- Eckhard, Karl August (Hrsg.): Die Gesetze des Karolingerreiches 714–911. Weimar 1953.
- Frey, Annette (Hrsg.): Ludwig Lindenschmit d. Ä. – Begleitbuch zur Ausstellung aus Anlass seines 200. Geburtstages. RZGM, 10. Sept. 2009 bis 10. Jan. 2010, Mainz 2009.
- Hoops, Johannes (Hrsg.): Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Bd. 1–4, Straßburg 1911–1919.
- Kluge-Pinsker, Antje: Merowingerzeit: Die Wurzeln von Oestrich-Winkel (6.–8. Jahrhundert). In: Einblicke in die Geschichte von Oestrich-Winkel. Hrsg. von der Stadt Oestrich-Winkel, o. J., S. 39–46.
- Koch, Ursula: Stätten der Totenruhe – Grabformen und Bestattungssitten der Franken. In: Die Franken – Wegbereiter Europas, Katalog-Handbuch, 2 Bde. Mannheim, 1996, S. 722–737.
- Kümmel, Christoph: Raubgräber der Frühzeit: Grabraub oder Grabmanipulation? In: Raugräber – Schatzgräber (Hrsg. Museum Biberach – Frank Brunecker). Biberach 2008, S. 40–47.
- Laufs, Manfred: Merowingerzeitliche Reihengräberfelder im Flurnamenbild Rheinheissischer Siedlungen. In: Geschichtliche Landeskunde 9, 1973, S. 17–68.
- Laufs, Manfred: Der Flurname „Hinter Hausen“ in Rheinheissen und im Rheingau. In: RHEINGAU FORUM 4/1995, S. 36–48.
- Laufs, Manfred: Der Rheingauer Dom. Domführer, Geisenheim 2008.
- Lindenschmit, Wilhelm und Ludwig: Das germanische Totdenkmal bei Selzen. Mainz 1848 (Nachdruck: Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1969).
- Nördliches Rheinheissen – Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Bd. 12, hrsg. vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz. Mainz 1969.
- Paffgen, Bernd und Sebastian Ristow: Die Religion der Franken im Spiegel archäologischer Zeugnisse. In: Die Franken – Wegbereiter Europas, Katalog-Handbuch, 2 Bde. Mannheim, 1996, S. 738–744.

Pescheck, Christian: Die Gründung von Geisenheim im Spiegel der Archäologie. Geisenheim 1996 (Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim, Bd. 4).

Roth, Ferdinand Wilhelm Emil: Geschichte der Stadt Geisenheim im Rheingau. Hrsg. von B. Feldmann. Geisenheim 1892.

Stork, Ingo: Als Persönlichkeit ins Jenseits – Bestattungssitte und Grabraub als Kontrast. In: Die Alamannen. Hrsg. vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg – Ausstellungskatalog. Stuttgart 1997, S. 418–432.

Struck, Wolf-Heino: Geschichte der Stadt Geisenheim. Frankfurt/M. 1972.

Wahl, Joachim und Frank Brunecker: Der beraubte Merowinger: Nicht für die Ewigkeit gebettet. In: Raubgräber – Schatzgräber (Hrsg. Museum Biberach – Frank Brunecker). Biberach 2008, S. 60–63.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup>Kümmel: Raubgräber, S. 45.  
<sup>2</sup>Böhner: Nördliches Rheinhessen, S. 58 f.; Struck: Geisenheim, S. 160.  
<sup>3</sup>Pescheck: Geisenheim, S. 14–36.  
<sup>4</sup>Pescheck: ebd., S. 14, Grab 13; Blaich: Eltville, S. 206 f.  
<sup>5</sup>Blaich: Eltville, S. 267–292, besonders S. 286/87 u. 331–348. In Hattenheim ist der Fränkische Friedhof noch nicht gefunden worden, seine Lage ist aber aufgrund des signifikanten Flurnamens *Hinter Hausen* und einer „Verdachtsflächenanalyse“ in dieser Gegend zu vermuten (Blaich: ebenda, S. 286 u. Anm. 2195; Laufs: Hinter Hausen, S. 43).  
<sup>6</sup>Blaich: Eltville, S. 16, 33, 215; Pescheck: Geisenheim, S. 10 f.  
<sup>7</sup>Blaich: ebd., S. 152 u. 452; S. 684, Taf. 117.1, Grab 268; vgl. auch eine Parallele mit eingraviertem Christogramm (Die Franken – Katalog, S. 883).  
<sup>8</sup>Blaich: ebd., S. 691, Taf. 124, Grab 291.1.  
<sup>9</sup>Blaich: ebd., S. 577, Taf. 10, Grab 25.5.  
<sup>10</sup>Blaich: ebd., S. 132 u. 570, Taf. 3, Grab 5.5.  
<sup>11</sup>Blaich: ebd., S. 833, Taf. 266, Grabung 1969.2.  
<sup>12</sup>Pescheck: Geisenheim, S. 46 u. S. 89, Taf. 36a–c.  
<sup>13</sup>Pescheck: ebd., S. 46.  
<sup>14</sup>Kluge-Pinsker: Merowingerzeit, S. 41 ff.  
<sup>15</sup>Pescheck: Geisenheim, S. 48; S. 35, Taf. 12.20 u. 12.20a.  
<sup>16</sup>Pescheck: ebd., S. 48.  
<sup>17</sup>Pescheck: ebd., S. 50, Taf. 17, a, Grab 38.  
<sup>18</sup>Wahl-Brunecker: Der beraubte Merowinger, S. 60; Kümmel: Raubgräber, S. 43 f.: „Im Frühen Mittelalter scheint es keinen intakten Friedhof gegeben zu haben.“ Zwar hat es – grob gesprochen – zu allen Zeiten Grabstörungen gegeben, aber in einzelnen Phasen der Geschichte sehr unterschiedlich, so dass die Häufigkeit wie in der Merowingerzeit (ca. 450–750 n. Chr.) doch als „Signatur der Zeit“ betrachtet und als Ausdruck der sozialen, kulturellen und geistig-religiösen Befindlichkeit der Menschen ausgewertet werden kann. Den Gegensatz bildet etwa das Neolithikum (ca. 2800–2200 v. Chr.), wo Grabstörungen „sehr selten“ gewesen sind.  
<sup>19</sup>Pescheck: Geisenheim, S. 10 f.  
<sup>20</sup>Blaich: Eltville, S. 44.  
<sup>21</sup>Stork: Persönlichkeit, S. 428.  
<sup>22</sup>Pescheck: Geisenheim, S. 12; Einzelne Befunde deuten auf eine unglaubliche Brutalität des Vorgehens: Noch im Sehnenverband befindliche Gliedmaßen wurden vom Körper abgerissen oder verdreht. „Auch zerrte man die Verstorbenen aus dem Sarg.“ (Stork: Persönlichkeit, S. 429).  
<sup>23</sup>Conrad: Rechtsgeschichte, S. 41.  
<sup>24</sup>Bächtold-Stäubli: Handwörterbuch, Bd. 9, S. 570–78 „Wiedergänger“; Hoops: Reallexikon, Bd. 4, S. 339 ff. „Totenrecht“.  
<sup>25</sup>Blaich: Eltville, S. 48, Anm. 221.  
<sup>26</sup>Stork: Persönlichkeit, S. 422.  
<sup>27</sup>Kümmel: Raubgräber, S. 41; Pescheck: Geisenheim, S. 14.

<sup>28</sup>Kümmel: ebd., S. 41, 44.

<sup>29</sup>In Geisenheim z. B. bei den Gräbern 9, 13, 15, 17 und 23 (Pescheck: Geisenheim, S. 14).

<sup>30</sup>Blaich: Eltville, S. 45.

<sup>31</sup>Bofinger/Sikora: Grabraub, S. 53 f.; Stork: Persönlichkeit, S. 429; vgl. auch Blaich: Eltville, S. 46.

<sup>32</sup>Dass die eigenen Verwandten als Plünderer in Erscheinung traten, konnte gelegentlich auch archäologisch erwiesen werden (Bofinger/Sikora: Grabraub, S. 58); Koch: Totenruhe, S. 737.

<sup>33</sup>Stork: Persönlichkeit, S. 429. Bei gestörten, aber offenbar nicht beraubten Gräbern werden nichtökonomische Motive diskutiert, wie böswillige Störung der Totenruhe mit einer gewissen Schädigungsabsicht (Blaich: Eltville, S. 47), Grabmanipulationen als Bestandteil von Bestattungsriten in Form einer institutionalisierten Totenversorgung oder Totenverehrung, schließlich der Wunsch, mit der verstorbenen Person in Kontakt zu treten (sog. „Nekromantie“) oder magische Substanzen aus dem Grab zu gewinnen in Gestalt von Reliquien oder anderen Objekten mit heilbringender Wirkung (Kümmel: Raubgräber, S. 45).

<sup>34</sup>Kümmel: Raubgräber, S. 44.

<sup>35</sup>Conrad: Rechtsgeschichte, S. 41. Demgegenüber hält Koch: Totenruhe, S. 737 „ein neues Erbrecht“ für möglich.

<sup>36</sup>Stork: Persönlichkeit, S. 430.

<sup>37</sup>Bofinger/Sikora, S. 57.

<sup>38</sup>Blaich: Eltville, S. 47.

<sup>39</sup>Blaich: ebd., S. 244/247.

<sup>40</sup>Stork: Persönlichkeit, S. 430.

<sup>41</sup>Blaich: Eltville, S. 46 f.

<sup>42</sup>Bofinger/Sikora: Grabraub, S. 58; Koch: Totenruhe, S. 736.

<sup>43</sup>Dazu: Laufs: Merowingerzeitliche Reihengraberfelder.

<sup>44</sup>Bächtold-Stäubli: Handwörterbuch, Bd. 5, S. 518 „Kreuzweg“; Hoops: Reallexikon, Bd. 2, S. 481 f. „Heilige Orte“.

<sup>45</sup>Urkunde von 756: Dronke: Codex, Nr. 10, S. 7.

<sup>46</sup>Urk. von 756: ebd., Nr. 9, S. 6 f.

<sup>47</sup>Urk. von ca. 758: ebd., Nr. 16, S. 11.

<sup>48</sup>Urk. von 1025: ebd., Nr. 740, S. 351.

<sup>49</sup>Urk. vom 20.01.772: Dronke: Nr. 68, S. 42 mit falschem Datum. Dazu: Struck: Geisenheim, S. 9 und Anm. 72.

<sup>50</sup>Conrad: Rechtsgeschichte, S. 161 f.

<sup>51</sup>Bofinger/Sikora, S. 49. Lex Alamannorum (um 727/30); Stork: Persönlichkeit, S. 432, Anm. 42.

<sup>52</sup>Eckhardt: Gesetze, Nr. 18, S. 41.

<sup>53</sup>Crone u. a.: Limburg, S. 14.

<sup>54</sup>Crone u. a.: ebd.

<sup>55</sup>Der Archivar F. W. E. Roth drückte das 1892 folgendermaßen aus: „Nach frommem Gebrauche suchte Jeder, der es erreichen konnte, im Gotteshause oder wenigstens in dessen Nähe beerdigt zu werden. Wie heutzutage auf den Friedhöfen wurden die Gräber in und an der Kirche von der Kirchengemeinde gegen bestimmte Bezahlung abgeben. ... So blieb es bis in den Anfang dieses Jahrhunderts.“ (a. a. O. S. 169 f.). Nach Struck: Geisenheim, S. 178 brauchte der Adel, der als „Wohlthäter der Kirche galt“, dafür nichts zu bezahlen.

<sup>56</sup>Roth: Geisenheim, S. 169 ff.

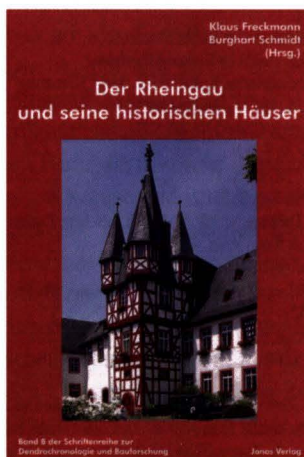
<sup>57</sup>Dehio: Hessen II, S. 584.

<sup>58</sup>Laufs: Domführer – Rheingauer Dom, S. 6. Die Datierung des Türsturzes ist äußerst umstritten. Sie variiert zwischen dem 8./9. und 11./12. Jh. Dazu: Struck: Geisenheim, S. 184, Anm. 9. Historisch-stilistische Argumente sprechen eher für das 8. Jh. Vgl. Crone u. a. in: Limburg, S. 18, vertreten auch die frühere Datierung, etwa das 8./9. Jh.

<sup>59</sup>800 Jahre später las sich die tröstliche Botschaft und das Vertrauen auf ein glückliches Ende auf einer Grabplatte in der Kirche von Geisenheim folgendermaßen: *Anno 1599, den 12. September, ist die Edle Erendugensame frau Agatha, geborne Donnerin von Lorheim, ... alhie zu Geisenheim Christlich von dieser Welt abgesehen und volgens alhie in dieses ihr ruhetbettlein gebracht worden, deren selen der liebe gott genedig und barmhertzig sein und ein fröliche aufferstehung geben wolle. Amen.* (Roth: Geisenheim, S. 171).

## Buchbesprechungen

**Klaus Freckmann, Burghart Schmidt (Hrsg.) Der Rheingau und seine historischen Häuser. Jonas Verlag, Marburg 2010, 184 S. zahlr. Abb. (Schriftenreihe zur Dendrochronologie und Bauforschung, Bd. 8) ISBN 978-3-89445-433-3 – 25,00 Euro.**



Auf 184 Seiten mit überwiegend farbigen Abbildungen sind neue Erkenntnisse zum historischen Baubestand des Rheingaus anschaulich dargestellt. Kern der Veröffentlichung sind in den Jahren 2004–2007 vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Köln an rund 100 ausgewählten Gebäuden durchgeführte Untersuchungen. Dabei kamen Erkenntnisse der Dendrochronologie zur Anwendung, einer Wissenschaft, die Altersbestimmungen verschiedener Holzarten mit Hilfe des Bildes ihrer Jahresringe vornimmt. Die Jahresringe jeder Holzart sind je nach Wachstumsperiode – gutes oder schlechtes Jahr – un-

terschiedlich breit ausgebildet. Verbunden mit Informationen zum Klimaverlauf konnten somit Jahresringtabellen erarbeitet werden, die z. B. für die mitteleuropäische Eiche lückenlos bis 10.000 Jahre zurückreichen. Im Vergleich mit diesen Tabellen lässt sich das Alter von Fundstücken bestimmter Holzarten heute jahresgenau bestimmen.

Die ausgewählten Gebäude sind in übersichtlichen Tabellen ortsbezogen aufgeführt, mit Adresse, Bezeichnung der untersuchten Holzart und der Zahl entnommener Proben. Weitere Tabellen enthalten genauere Angaben zur Einbaustelle und zur statischen Funktion der Hölzer, zur Anzahl der vorgefundenen Jahresringe und daraus abgeleitetem Fällungsjahr. Dabei wird nicht versäumt, darauf hinzuweisen, dass zwischen Fällung und Einbaujahr relativ kleine, aber nicht erfassbare Zeitdifferenzen liegen können. Sie sind auf Zwischenlagerung und Transport zurückzuführen. Ein gesondertes Kapitel *Zur Flößerei auf Rhein und Main* befasst sich ausführlich mit dieser Transportart. Es wird auch dargestellt, welche Spuren zum Binden der Flöße noch am eingebauten Holz erkennbar sind.

Im Kapitel *Die Geschichte der bauhistorischen Erforschung des Rheingaus* ordnen die Verfasser ihre Publikation wie folgt ein: *Es handelt sich bei ihr nicht um eine Gesamtdarstellung des historischen profanen Geschehens im Rheingau, also keineswegs um einen Katalog des überkommenen Baubestandes, sondern um Exempla oder Einzelfälle und eventuell um neue Datierungen ausgesuchter Bauten.* Es liege in der Natur der Sache, dass bisherige Verzeichnisse, wie auch die zuletzt 1965 mit Unterstützung des Hess. Landesamtes

für Denkmalpflege herausgegebene umfassende Bestandsaufnahme die kirchliche und anspruchsvolle Baukunst des Adels in den Vordergrund rücken, während die so genannte bürgerliche oder gar die bäuerlich-ländliche hintanstehen.

In dem vorangehenden Kapitel *Die Kulturlandschaft Rheingau* werden die bereits von Goethe besungenen landschaftlichen Reize des Rheingaus sowie dessen wirtschaftliche Vorzugsstellung hervorgehoben. Hier wohnten keine Leibeigenen, sondern freie Bürger oder *urbane Bauern*, die ihrem eigenen Vermögen gemäß frei bauen durften. Zu beachten waren lediglich Gemeinde-Feuerverordnungen, die später durch das eine Bauamtsordnung enthaltende „Mainzer Landesrecht“ abgelöst wurden. Zeitweise durfte in den Wäldern knapp gewordenes Eichenholz nur noch für konstruktiv wichtige Bauteile geschlagen werden. Ansonsten war schneller nachwachsendes Weichholz zu verwenden.

Im Kapitel *Die bauhistorische Entwicklung* wird den detaillierten Untersuchungsergebnissen ein weiterer zusammenfassender Überblick über die Bautätigkeit im Rheingau vorangestellt. Dort konnte sich kein einheitlicher Fachwerkstil entwickeln. Es dominierten Gestaltungsvorstellungen und Vorlieben privater Bauherren. Ältere Gebäude wurden vielfach erweitert, umgebaut und renoviert. Manchmal lassen sich wiederverwendete Holzteile nachweisen. Bei Steinbauten lassen sich auch Kurmainzer Einflüsse erkennen.

So wird der älteste *Immunitätsbau* des Rheingaus, das stilistisch dem Jahr 1160 zugeordnete Graue Haus in Winkel, auf Grund entnommener Holzproben auf das Jahr 1075 zurückdatiert. Die Konstruktion des gotischen Dachstuhls des auf dem Titelblatt abgebildeten Brömserhofs in Rüdesheim wird exakt auf die Jahre 1292/93 datiert. Ein mit 1650 datierter Wappenstein nennt das genaue Datum einer späteren baulichen Erweiterung.

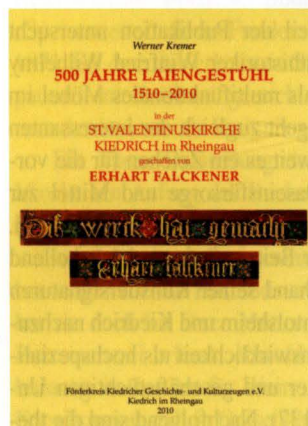
Die Schilderung einer über 850 Jahre reichen Bauepoche im Rheingau endet mit der auf der Buchrückseite abgebildeten Villa Gutenberg in Winkel. Der Bauplan wurde 1900 auf der Weltausstellung in Paris prämiert, 11 Jahre nach Errichtung des Eiffelturms. *Der Gesamthabitus*

*der Villa stellt durchaus eine harmonische Verbindung von Historismus und Jugendstil dar, der sich besonders in manchen Details manifestiert, beispielsweise in den floral geschnitzten Wangen der Haupttreppe oder in der dekorativ ähnlich ausgemalten Decke des Haupteingangs.* Im Verzeichnis von 1965 ist die Villa noch nicht erwähnt.

Die Texte sind mit zahlreichen Querverweisen und Quellenangaben versehen, detaillierte Angaben werden durch Abbildungen und tabellarische Darstellungen ergänzt. Ein ausführliches Literaturverzeichnis ist angefügt. Alles in allem, für bauhistorisch Interessierte ein Buch voller Anregungen.

Karl Heinz Walter,  
Dipl. Ing. Architekt, Bad Schwalbach

**Werner Kremer: 500 Jahre Laiengestühl 1510–2010 in der St. Valentinuskirche Kiedrich im Rheingau, geschaffen von Erhart Falckener, mit Beiträgen von Barbara Denker, Bruno Kriesel, Robert Nandkisor, Winfried Wilhelmy. Hrsg. v. Förderkreis Kiedricher Geschichts- u. Kulturzeugen e.V.. Kiedrich 2010, 185 S., 310 Abb., 1 ausklappb. Plan. ISBN 978-3-00030677-8, 14,80 Euro.**



Zum 500. Jubiläum der Fertigstellung des spätgotischen Laiengestühls in der Kath. Pfarrkirche St. Valentinus in Kiedrich widmeten Werner

Kremer und der herausgebende Verein dem einzigartigen Werk des bayerischen Flachschnittkünstlers Erhart Falckener eine 185 Seiten starke, bebilderte Publikation. Die Schrift ist sinnreich zugleich dem Andenken des verdienten, leider 2009 verstorbenen Heimatforschers und Gründungsmitglieds des Kiedricher Geschichtsvereins, Dr. h. c. Josef Staab, zugeeignet, der bereits 1998 die inhaltsreichste sog. „Gerechtigkeitsspirale“ in einer eigenen kleinen Abhandlung untersucht hatte. Das Buch versammelt die Beiträge von fünf Autoren.

Größten Raum nimmt dabei die Dokumentation Werner Kremers ein (S. 9–114), die sich in Wort und Bild einer Gesamtschau des historischen Laiengestühls von 1510 widmet. Dabei legt der Autor seinen selbst gezeichneten Bankplan zugrunde; zugleich kann er sich in der Auswertung auf die Dissertation von Hildegard Sobel (1980) und die wissenschaftliche Inschriften-Edition von 1997 stützen. Aber Werner Kremer beschritt auch durchaus eigene Wege: Alle Gestühlwangen und Brüstungsfelder werden der Bankplan-Ordnung folgend abgebildet, ein grundsätzlich lobenswertes Unterfangen, da der Betrachter jetzt alle Bestandteile des Gestühls anschaulich nachvollziehen kann. Doch offenbart diese Vorgehensweise leider auch vermeidbare Transkriptions-, Lese- oder Übertragungsfehler, die der Endkorrektur entgangen sind.

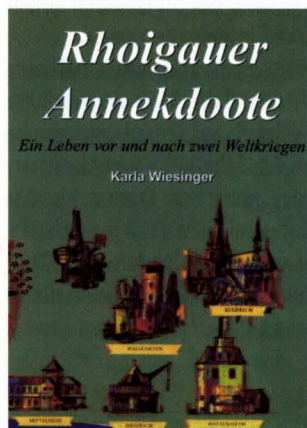
Im zweiten Teil der Publikation untersucht der Mainzer Kunsthistoriker Winfried Wilhelmy das Laiengestühl als multifunktionales Möbel im Kirchenraum und geht zugleich der interessanten Frage nach, inwieweit es ein Zeichen für die vorreformatorische Daseinsfürsorge und Mittel zur Sozialdisziplinierung gewesen ist (S. 115–128). Wilhelmys zweiter Beitrag befasst sich erhellend mit Falckeners anhand seiner Künstlersignaturen in Weinheim, Bechtolsheim und Kiedrich nachzeichnenden Lebenswirklichkeit als hochspezialisiertem Handwerker und geschäftstüchtigen Unternehmer (S. 12–137). Nachfolgend sind die theologischen Betrachtungen des Eltviller und Kiedricher Pfarrers Robert Nandkisor (S. 139–143), die botanischen Überlegungen der Lehrerin und Biologin Barbara Denker zu den im Gestühl dar-

gestellten Pflanzen (S. 144–167), Bruno Kriesels Zusammenfassung der nach ihren Patronatsfesten geordneten Heiligennamen (S. 168 f.) und Werner Kremers bebilderte chronologische Übersicht zu Falckeners Oeuvre (S. 170–180) zusammengefügt. 11 Literaturtitel zum Thema (S. 181 f.), ein bebildertes Autorenverzeichnis und eine Faltkarte beschließen das Werk.

Die Absicht des Herausgebers, das in seiner Geschlossenheit im deutschen Sprachraum einzigartige Falckener-Gestühl durch eine Dokumentation zu würdigen und einer breiteren Leserschaft zu erschließen, ist grundsätzlich lobenswert. Deshalb ist es trotz der angedeuteten Schwächen dem Bemühen aller beteiligten Autoren zu verdanken, dass das vorliegende Buch einer interessierten Öffentlichkeit Einblicke in ein dem modernen Menschen kaum geläufiges Sujet zu bieten vermag, das als Relikt längst vergangener Tage anschaulich vor Augen geführt wird.

Yvonne Monsees, Mainz

**Karla Wiesinger: Rhoigauer Annekdoote – Ein Leben vor und nach zwei Weltkriegen. Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt, 1. Aufl. 2010, ISBN 9783839182468 – 19,80 Euro.**



Karla Wiesinger, eine gründliche Kennerin der Rhoigauer Geschichte und Mentalität, hat einen neuen Band „Rhoigauer Annekdoote“ her-

ausgebracht. Der Untertitel „Ein Leben vor und nach zwei Weltkriegen“ weist darauf hin, dass hier keine Mundartgedichte oder -geschichten aus dem alten „Rhoigau“ zu erwarten sind. Vielmehr geht es vor allem darum, wie die Autorin, aber auch die anderen Menschen im Rheingau, die Schrecken des Dritten Reiches erlebt haben.

Das Buch beginnt – etwas unerwartet – mit der Entwicklung der Mode von 1910 bis 1939. Schnell wird aber klar, dass Mode für die Autorin eine große, um nicht zu sagen, zentrale Rolle in ihrem Leben gespielt hat; denn ihre Mutter ist Putzmachermeisterin gewesen. Sie hat mit dieser kreativen, künstlerischen Arbeit die Familie ernähren müssen, als ihr Mann 1927 an den gesundheitlichen Schäden, die er im Ersten Weltkrieg erlitten hatte, gestorben war. Die Großmutter ist deshalb für das Kind Karla und für seine verwaiste Cousine Rita zur wichtigen Bezugsperson geworden. Die Lebenserfahrungen der Großmutter und deren politische Weltsicht prägten Karla Wiesinger von Kindheit an, so dass sie das politische Geschehen in Deutschland und der Welt schon als sehr junger Mensch mit wachen Augen und ausgeprägtem Gerechtigkeitssinn verfolgte. Zum besseren Verständnis für Leser, die die Zeit des Dritten Reiches nicht so aufmerksam oder gar nicht mehr erlebt haben, bettet sie ihre persönlichen Erfahrungen in eine knappe Darstellung des allgemeinen politischen Geschehens in Deutschland und Europa ein, wobei ihr der Übergang nicht immer nahtlos gelingt. Aber es wird doch deutlich, wie groß der Einfluss von großer Politik und Kriegsverlauf auch auf das Leben der Menschen „in der Provinz“ gewesen ist. Diese Auswirkungen werden teilweise in erschütternder Weise dargestellt, zum Beispiel durch die Todesanzeigen von Hattenheimer Nachbarsbuben, zwei Brüdern, die 1942/43 in Russland gefallen sind.

Der Leser nimmt gewissermaßen teil an den persönlichen Erlebnissen der Autorin. Besonders eindrucksvoll sind daher ihre Tagebuchaufzeichnungen über die „Reichskristallnacht“, die sie in Frankfurt a. M. erlebte, oder die Bombenabwürfe im Rheingau (in Rüdenheim, auf Schloss Johannisberg und Oestrich). Auch ihre Schilderung des Absturzes „feindlicher Piloten“ in der Hattenhei-

mer Gemarkung und die Lynchjustiz der dortigen Winzer gehen unter die Haut. So ist ein Geschichtsbuch entstanden, in dem die schreckliche Zeit des letzten Krieges lebendig dargestellt und durch die persönliche Sicht der unmittelbar Betroffenen auch für junge Menschen begreif- und erfassbar gemacht worden ist.

Das letzte Kapitel des Buches beschäftigt sich nicht mehr direkt mit dem Krieg, wohl aber mit dem Sterben und den Begräbnissitten, die noch bis etwa zur Hälfte des letzten Jahrhunderts im Rheingau üblich gewesen sind, eine Darstellung, die besonders im Hinblick auf die Zunahme anonymer Bestattungen in unseren Tagen interessant ist.

Auch für dieses Buch hat Frau Wiesinger aus dem Schatz ihres reichhaltigen Archivs viel Material eingefügt, z.B. zeitgenössische Zeitungsausschnitte, die die jeweilige politische Situation betreffen, sowie die dazu passenden Bilder. In dem Bestreben, möglichst viel authentisches Bild- und Dokumentenmaterial unterzubringen und sich im Text einer „expressiven“ Ausdrucksweise zu bedienen, kommt es mitunter zu einem unruhigen Schriftbild, und das übersichtliche Layout gerät ein wenig aus den Fugen. Optisch besonders eindrucksvoll ist indessen das Bild von der Festtafel in Frankfurt nach dem Sieg über Frankreich 1871. Clara Mumm von Schwarzenstein sitzt neben Reichskanzler Fürst v. Bismarck. Der üppige „Speisenzettel“ dieses Friedensmahls vom 10. Mai 1871, bei dem den erlesenen Gästen u. a. „Ochsengaugen mit Trüffeln“ gereicht wurden, zeigt, dass man das bedeutende Ereignis zu würdigen wusste.

Die kurze Darstellung der Entwicklung der Mode am Anfang des Buches hat schon auf die Bedeutung dieses Sujets für die Autorin hingewiesen. Immer wieder kommt sie darauf zurück, besonders auf die Hutmode, verständlicherweise, hat sie doch bei ihrer Mutter das Handwerk der Putzmacherei erlernt, obwohl sie vorher als Laborantin im Institut für Wein- und Biochemie der Forschungsanstalt in Geisenheim gearbeitet hatte.

Die von ihr selbst gemalten Modelle der Hutmode im Dritten Reich zeugen von der künstlerischen Begabung der Autorin. Interessant sind auch die handschriftlich angefertigten Arbeitsbe-

richte des Lehmädchens ihrer Mutter, Katharina Becker. Und die vielen privaten Fotos geben dem Leser eine anschauliche Vorstellung von den damaligen Verhältnissen.

Das Buch ist hervorragend geeignet, Schülern und anderen jungen Menschen ein lebendiges Bild unserer Geschichte „vor und nach zwei Weltkriegen“ zu geben. Die Absicht Frau Wie-

singers, mit diesem Buch gegen das Vergessen anzuschreiben, wird besonders deutlich an der Widmung, die sie bei der Vorstellung ihres Buches im Geisenheimer Kulturtreff „Die Scheune“ auf die erste Seite geschrieben hat: *So solls nicht wieder sein!*

Elke Detmann, Walluf

## Elisabeth Will-Kihm \*28.12.1930 – †10.11.2010

Während der Drucklegung dieses Heftes ist Frau Elisabeth Will-Kihm (OStRn. i. R.) kurz vor Vollendung ihres 80sten Lebensjahres für immer von uns gegangen.

Wir verlieren mit ihr eine außergewöhnlich tüchtige, zuverlässige und engagierte Heimatforscherin, die auch den Mut aufbrachte, neue, gut begründete Gedankengänge tapfer zu vertreten, wie auch ihr Beitrag in diesem Heft (S. 30–35) belegt. In Vorträgen, Zeitungsartikeln und längeren Aufsätzen hat sie die Ergebnisse ihrer akribischen Forschungen veröffentlicht, die sie im HHStA Wiesbaden, in dem Diözesanarchiv Limburg, dem Stadtarchiv Geisenheim sowie dem Pfarrarchiv Hl. Kreuz gewonnen hat.

Ein besonders wertvolles wissenschaftliches Geschenk hat sie uns mit dem wunder-

baren Buch über den nassauischen Baumeister Philipp Hoffmann und sein Wirken am Rheingauer Dom in Geisenheim hinterlassen, worin sie zugleich dem spirituellen Gehalt des Bauwerks und der darin sichtbar werdenden christlichen Botschaft nachspürt. (Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim – Bd. 7/2000).

„Unsere Verbundenheit möge nach dem Überschreiten der Schwelle fortdauern“, wie sie selbst in ihrer kultivierten, warmherzigen Frömmigkeit formuliert hat. Sie und ihr Geist werden in unserer Erinnerung weiterleben.

Für die Redaktion des RHEINGAU FORUMs

Manfred Laufs

## Anschriften der Autoren

Elke Detmann, Im Jungenstück 3, 65396 Walluf

Gerd Erbslöh, Erbslöhstraße 1,

65366 Geisenheim

Walter K. Hell, Bartholomästraße 6,

65375 Oestrich-Winkel

Dr. Hildegard Hutzenlaub, Altkönigstraße 42,

61476 Kronberg Ts.

Dr. Manfred Laufs, Winkeler Straße 64,

65366 Geisenheim

Dr. Yvonne Monsees, Akademie der

Wissenschaften und der Literatur,

Geschwister-Scholl-Str. 2, 55131 Mainz

Wolfgang Riedel, Rothmühlstraße 5,

65375 Oestrich-Winkel (Hgt.)

Prof. Dr. Hans R. Schultz, Forschungsanstalt

Geisenheim, Von-Lade-Straße 1,

65366 Geisenheim

Helga Simon, Crevestraße 3, 65343 Eltville

Karl Heinz Wahl, Königsberger Straße 42,

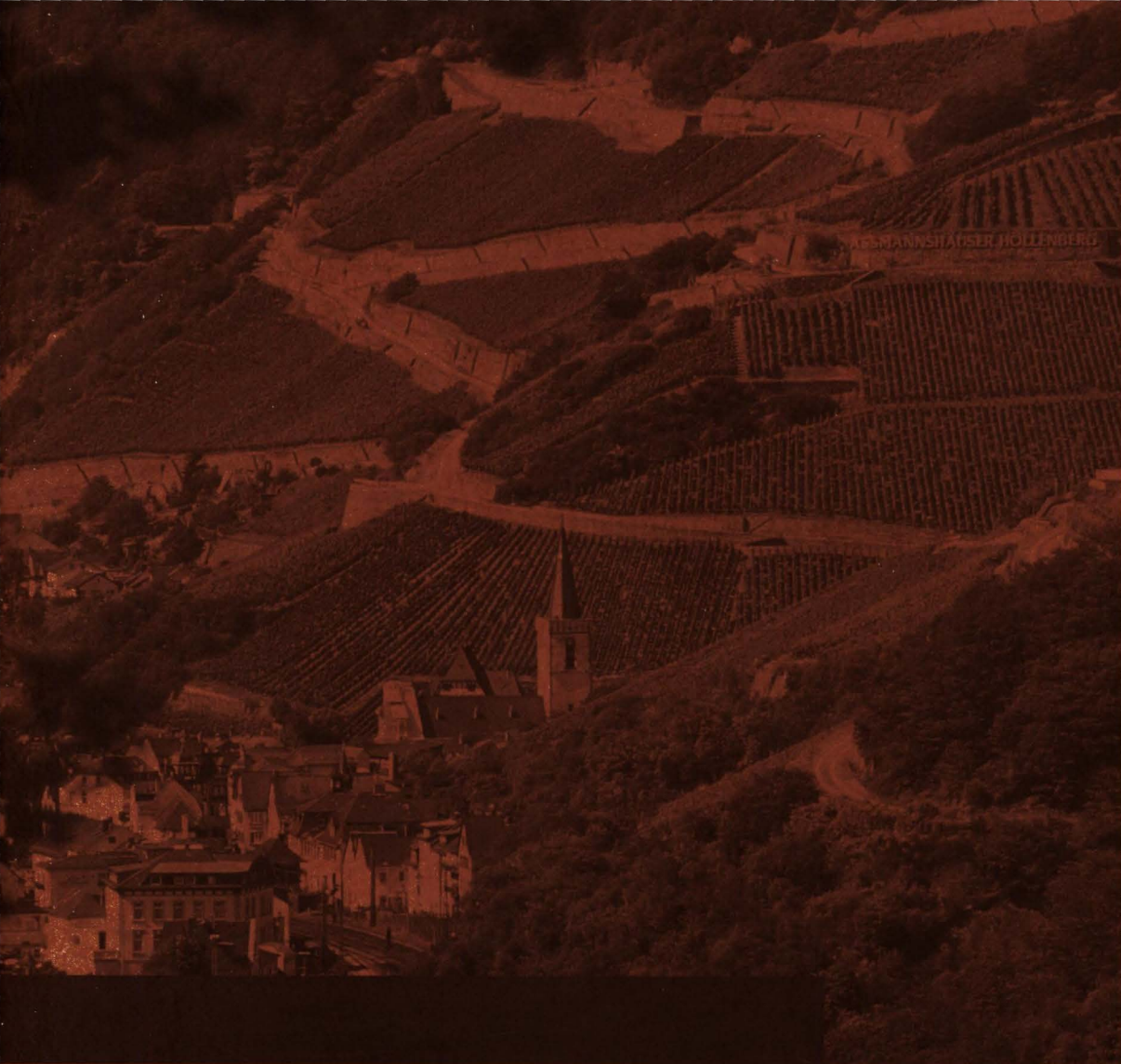
55268 Nieder-Olm

Karl Heinz Walter, An der Schalmach 49,

65307 Bad Schwalbach

Elisabeth Will-Kihm (†), ehemals Lehnstraße 8,

65366 Geisenheim



ALSMANNSHAUSER HÖLLENBERG

***In der Region -***

***für die Region.***

**RHEINGAUER**  
**VOLKSBANK**



**nah | direkt | persönlich**

[www.rheingauer-volksbank.de](http://www.rheingauer-volksbank.de)

global

Als international führendes  
Unternehmen der Getränketechnologie  
ist Erbslöh weltweit präsent.

natural

Natürliche Rohstoffe sind der Anfang.  
Produkte von Erbslöh stehen für eine umwelt-  
schonende Fertigung und Anwendung.



Sie wollen perfekten **Genuss?**

innovativ

Innovation basiert auf Kompetenz,  
Forschung und Know-how.  
Erbslöh verbessert Bewährtes und  
schafft stetig Neues.

[www.erbsloeh.com](http://www.erbsloeh.com)

